<36630040430012 S

<36630040430012

Bayer. Staatsbibliothek

J. E. Wagner.

Ernst Wagner's sämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand
besorgt
von
Friedrich Mosengeil.

Erster Band.

Nebst dem Portrait des Verfassers.

Mit königl. Würtembergischem Privilegium.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer,
1827.

112. D.

P. o. germ. 1551 b/1,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilibald's
Ansichten des Lebens.

Ein Roman
in vier Abtheilungen.

Erster Theil.

Was der Herausgeber der vorliegenden Werke als Vorredner zu sagen hätte, macht eigentlich den gesammten Inhalt der früher erschienenen „Briefe über den Dichter Ernst Wagner" aus, und wäre in ein kurzes Vorwort unmöglich zusammenzudrängen. Es möge demnach hier blos eine erklärende Anmerkung nebst einer nöthigen Benachrichtigung genügen. — Jene bezieht sich auf die Worte des Titels: „Ausgabe letzter Hand." Der Herausgeber ward dazu vom verewigten Verfasser selbst berechtigt, da sich in seinem Nachlasse mehrere, bisher unbenutzte, Vorarbeiten zu künftigen Auflagen fanden, die hier mit Sorgfalt benutzt worden sind; — wie eine genauere Vergleichung bald beweisen würde. — Die ferner noch mitzutheilende Nachricht betrifft eine Erweiterung des ursprünglich entworfenen Planes zu dieser wohlfeilen Ausgabe.

Es wird nämlich der Herausgeber, — durch die ungemein gütige Aufnahme seiner „Briefe" ermuntert, — den angekündigten 10 Bändchen noch ein 11tes und 12tes folgen lassen; welche Supplementbände theils eine neu überarbeitete und ergänzte Biographie des Dichters, theils vollständigere und zahlreichere Mittheilungen aus seinem handschriftlichen Nachlasse enthalten sollen. Den Pränumerationspreis für diese 2 Bände wird die Verlagshandlung bei Ausgabe der letzten Lieferung bekannt machen. — Hierauf vorläufig hinweisend, empfehlen wir ein Unternehmen, zu welchem uns, — den Herausgeber sowohl, als den Verleger, — innige Liebe und Achtung für den Verewigten hauptsächlich antrieb, der fortgesetzten und steigenden Gunst des großen, seine wahren Dichter zuletzt immer anerkennenden, deutschen Vaterlandes.

Friedrich Mosengeil.

Vorrede.

„So oft sich ein Virtuose hören läßt, (sagt Herr Geheimerath von Göthe im Wilhelm Meister) finden sich immer Einige, die zugleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen.“

Der Verfasser des gegenwärtigen Buchs gesteht ein, daß er bei Durchlesung jenes berühmten Romans die Richtigkeit dieses Satzes an sich selbst bestätigt fand. Indem er es wagt, den Versuch, zu welchem ihn das Göthe'sche Kunstwerk zunächst veranlaßte, der vaterländischen Lesewelt vorzulegen, bittet er um jene freundliche und nachsichtsvolle Aufnahme, die so wünschenswerth und unentbehrlich für jeden Dichter ist, welcher sich unter den Augen des großen Publikums auszubilden strebt, und nun mit Schüchternheit zum

erstenmal dem Tribunale der öffentlichen Kritik gegenüber steht. Nach einem Meister aufzutreten, ist für den Neuling doppelt schwer.

Vorher sey es dem Verfasser erlaubt, einige Ideen über das Wesen und den Zweck des modernen Romans auseinander zu setzen, die ihn in Rücksicht auf den Charakter seiner Schrift leiteten, und welchen er, auch nach allen seit der Erscheinung des Wilhelm Meisters entstandenen Streitigkeiten, noch jetzt gern zugethan bleiben möchte.

Der Roman darf nicht einem Strome gleichen, der uns zwar durch seinen raschen Lauf und durch eine mannichfaltige Abwechslung der Gestade unterhält, der aber an allen Punkten unabsehbar bleibt, ewig rinnt, nirgends weilet, uns überall zu Fremdlingen macht, und bei dessen Ausfluß in das Meer wir uns nicht wieder nach der Quelle zurücksehnen, weil alle seine herrlichen Bilder im beständigen Vorübergleiten aus der Seele geschwunden sind. Der Roman sey ein, aus freier Hand gezeichneter, mit schöner Willkühr geformter, in sich selbst geschlossener Kreis; er sey ein brei-

ter, tiefer See, mit vielgestalteten Umgebungen. Aus einer jeden seiner romantischen Ufergruppen schauen wir nach der andern hinüber, und sie entfliehen uns nicht. Seine Spiegel geben uns das eigne Bild wieder; seine Gestade werden uns zur schönen Heimath, und von ihren Gipfeln wagen wir zuweilen einen Blick in das Unermeßliche.

Im Romane muß das ganze Leben, mit seinen innersten, tiefverborgensten Verhältnissen, ausgebreitet daliegen. Er soll auch mitten in unserm eignen Leben ein anderes, liebliches, fabelhaftes Leben auferbauen, welches uns der Idee zuführt, ohne unsere Wirklichkeit zu vertilgen. Er zeigt uns das Land der Ideen, mit Unsersgleichen bevölkert. Daher verschmäht er nicht die Darstellungen aus dem gemeinen Leben. Jede, die er zu adeln vermag, heißt er willkommen, damit auch seine eigne Erscheinung den verschiedenen Menschenklassen willkommen sey. Die ganze lesende Menschheit (und was gehört nicht zu dieser!) wird immer zunächst nach dem Romane greifen, wenn der Name desselben sich auch noch öfter veränderte, noch

verrufener gemacht würde, als bisher. Mancher weise Mann schilt öffentlich auf Dichter und Leser des Romans, während der Roman auf seinem Nachttisch aufgeschlagen daliegt. — Weil nun der Geschmack am Romanlesen sich vor der Hand wohl nicht ändern wird, so ändere man lieber den Roman, oder erweitere vielmehr denselben. Man mache ihn ohne Bedenken auch zum Buche der Reflexion, zu einer allgemeinen Fundgrube von Ideen, Moralen und Sentenzen, und gebe ihm zur Haupttendenz: einen treuen Unterricht für die Menschen in der Kunst das Leben zu idealisiren. — So viel zur Entschuldigung unsers Titels, hinter welchem wir den eigentlichen Roman nicht zu suchen bitten, da dieser nur wenigen zusagt.

Wenn der Dichter einmal sich von der Kunst wahrhaft berufen fühlt, seinem Zeitalter Schönes und Treffliches zu verkündigen, dann liegt ihm hierzu die allgemeine Form des Romans wirklich am allernächsten; und er wird seinen großen Zweck um so sicherer erreichen, wenn er durch eine schöne, anziehende Einkleidung zu bewirken weiß, daß viele Klassen von Lesern

sein Werk mit Vergnügen, und recht oft – wenigstens mehr als einmal – lesen – daß ihnen also das Vortreffliche darin recht mit Liebe und unvermerkt ins Gemüth gespielt werde. Folglich muß ihm eine solche Einkleidung stets ein Hauptaugenmerk bleiben.

Der Dichter wird aber diese Absicht weder durch Erzählung, noch durch Ideal und Charakterschilderung, noch durch das sogenannte Romantische allein, erreichen.

Erzählung – sie sey auch die schönste – führt uns, wie gesagt, unaufhaltsam mit sich fort, endlich doch wieder ins wüste Meer der Langweile. Dort sehen wir auch den Autor zum letzten mal; und indem wir sein Buch zuschlagen, und es ihm, zwar mit Dank, aber auf ewig zurückgeben, suchen wir mit einer übellaunigen Aengstlichkeit das Weite, sehnen uns nach einer andern Unterhaltung, und würden selbst eine strenge Arbeit dem traurigen Geschäfte vorziehen, das einmal durchrennte Buch jetzt oder künftig von neuem zu lesen. – So traurig es auch immer für einen Dichter seyn mag, wenn er sein Buch nach

einem einzigen Ueberblick nun sogleich zu endloser Ruhe niedergeleget sehen muß, so gewiß ist dieses doch der wirkliche Fall mit sieben Achttheilen von unsern jetzigen Romanen, Familien- und Räubergeschichten, Geschichten in Briefen, Biographieen und dramatischen Werken dieser Art.

Das Ideal, nach rigoristischen Kunstforderungen aufgestellt, ist leider für unser Zeitalter noch zu ermüdend. Es erregt wenigstens, wie die Erfahrung lehrt, selbst auf dem Theater nicht den Wunsch einer öftern Beschauung. Daher muß es der Dichter zwar zeigen, aber, wenn er gelesen zu werden verlangt, seltner, und nur in leisem, zartem Umrisse.

An scharfgezeichnete und strenggehaltene Charaktere ist der Romandichter nicht gebunden. Dadurch würde er sogar die weiten Grenzen dieser freien Dichtungsart verengen. Er darf vielmehr mit seinen Charakteren spielen, ja manchmal ihnen widersprechende Richtungen zu geben scheinen. Nur müssen alle Widersprüche in Herz und Sinn so leicht und menschlich in einander über spielen, wie wir dieß in der ge-

wöhnlichen schöneren Welt (und in der Lesewelt überhaupt) auch wirklich finden. Der eigentliche Charakter spricht sich auch wohl am leichtesten und schicklichsten selbst aus, und erfordert besonders in seinen Handlungen Kürze. Da aber unstreitig der größte Theil des Publikums am Romane weder Dialog noch Gedrängtheit liebt; vielmehr wirkliche Erzählung, und bei dieser die Aussicht auf eine längere Unterhaltung zu erwarten pflegt: so bestätigt sich auch schon hierdurch der im Wilhelm Meister neuaufgestellte Satz: daß der Charakter fast ausschließlich dem Drama angehöre.

Dem Romantischen gebührt hier, wie sich von selbst versteht, eine Hauptstelle. Aber in so fern es an das Wunderbare grenzt, muß ihm der moderne Roman doch nur mit Vorsicht Spielraum gestatten. In der Komödie und Tragödie, wo wir ohnehin mehr an Täuschungen gewöhnt sind, sehen wir mit innigem Vergnügen eine liebe- und glaubenvolle Wunderwelt auf den Bretern vorüberziehen, ohne uns nach Berichtigung der lieblichen Täuschungen zu sehnen, ja

wir finden es gewissermaßen selbst billig und wahr, daß allen vor uns handelnden Personen auch wirklich so geschieht, wie wir sie glauben sehen. Selbst beim Lesen des Drama's fühlen wir dies noch. Im Roman ist es anders. Da erzählt man uns, was unsern Personen begegnet ist. Niemand treibt uns zum Lesen oder Glauben. Das Leben, was dort vor unsern Augen sich aufthat, muß hier vom Dichter viel mühsamer hervorgezaubert werden; und die Vorsicht und Umständlichkeit, womit dieser seine Wunder einleitet, erregen sogleich Verdacht auf absichtliche Täuschung; dort hingegen läßt uns die rasche Handlung keine Wahl übrig: es tritt mit einem Donnerschlag das Geisterbild aus der schwarzen Mauer hervor. Daher wird kein Roman, der blos romantisch ist, zur öftern Lektüre reizen. Wer wollte z. B. eine Wundergeschichte zweimal durchlesen, deren Gewebe, durch mehrere Bände fortgesponnen, schon an sich unserer Aufmerksamkeit zur sauern Arbeit wird? Gewiß, es wird weder der Unglaube noch Aberglaube (diese zusammengewachsenen Zwillingsgeburten unserer Zeit) sich zum ferneren Genusse der Fabel hingezogen füh-

len, wenn nun der Dichter zuletzt entweder die ihm geliehene Liebe zur Täuschung mit Enthüllung einer allzukühlen Wahrheit zurückzahlt, oder sich mit Allegorieen helfen muß, oder gar die Sache der Geisterwelt auf eine gewisse vermessene Art durchsetzen will, für die doch einmal unser Zeitalter nicht mehr, oder noch nicht empfänglich ist.

Im Roman (in unserm Sinne) erzähle also der Dichter, als moralische Person, was sich begab; aber die Erzählung bleibe ihm, in Rücksicht seines Zwecks, nur Nebensache; er erzähle uns nicht heftig; nicht, was während vieler Jahre, in vielen Ländern, mit vielen Personen sich zutrug! — Der Zeitpunkt, in welchem der Mensch seine entscheidende Richtung erhält, ist ja kurz; das Herz ist ein großer Schauplatz, und im engen Kreise steht oft das Leben in seiner vollesten und köstlichsten Blüthe. — Dagegen sey ihm keine Lebenslage zu verworren, keine Falte des Herzens zu tief, keine Leidenschaft zu ungeheuer, und keine Schönheit zu geheim; alles enthülle er mit der unschuldigen Einfalt der nichtsverhehlenden Griechen. Er zeige

seinen Zeitgenossen ihr wahres Bild in einem Spiegel; daneben aber eine schönere Lichtgestalt, die ihnen gleiche, und menschlich genug sey, um sich mit der Menschheit auf ewig zu vermählen. Er führe den kalten überklugen Verstand auf Augenblicke hinüber in sein eignes unbekanntes Vaterland, in die Fabelwelt des Unbegreiflichen; aber wenn nun der Erstaunte vernichtet dasteht, deute er schweigend empor zu dem, was über der Zeit endlos fortströmt, und sich nur den Ahnungen eines schönen Herzens kund thut.

Ueberall, wo ihm von der Kunst die göttliche Gabe verliehen ward, durch Darstellungen des Schönen den Sinn der Menschen zu fesseln, da versammele er auch die Sprüche der Weisheit, dort lege er die Worte des Lebens nieder, die ihn die Gottheit auszusprechen würdigte. Aber er traure nicht, wenn sein Geschlecht diese Worte geringschätzt oder verkennt, die er treuherzig gab. Ihre Kraft wird nicht untergehen; die Nachwelt sucht und schöpft sie einst wieder, wie einen edlen Lebensquell, wenn der seinige längst versiegt ist.

Ob auch dieses kleine Buch geeignet sey, zur Befriedigung der jetzt gemachten Forderungen Einiges beizutragen, darüber möge das Publikum entscheiden.

Geschrieben in der Leipziger Michaelsmesse 1804 vom

Verfasser.

Erste Abtheilung.

Winter.

Alles liegt verhüllt im Schlummerleben,
    Tiefverborgen keimt des Frühlings Glück.
Jüngling, unter deinem dunkeln Streben
    Glüht das Leben auf zum Silberblick.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Es war ein frostiger Decemberabend gegen das Ende der Adventszeit. Ueber die öden Felder fuhr ein schneidender Ostwind, der die weißen Massen von Nebel und eisigem Duft bis in die Straßen der dampfenden Hauptstadt jagte. Die höchsten Thürme trugen schon weiße Spitzen. Eben brach die Dämmerung an, und das Abendgeläute brummte düster und matt durch den Nebel.

Unruhig trat der Finanzrath Kronach, ein reicher Banquier, zum Fenster, und trocknete den Dunst davon ab. Er sah mit Kopfschütteln, wie draußen die vorüberfahrenden Kutscher mit den Zähnen klapperten, und die Fußgänger sich in ihre Mäntel wickelten.

„Und doch ist er da!" rief der Alte auf einmal, und lief vom Fenster weg, als eben ein Reiter abstieg, dessen Mantel und Pferd ganz mit einer weißen Kruste belegt waren. Lebhaft öffnete er die Thür, und Wilibald, sein jüngerer Sohn, trat die Hände reibend herein.

„Nun, Gottlob! Ich dachte nicht, daß du Wort halten könntest. Du mußt halb erfroren seyn, armer Junge." Wilibald war vier Wochen lang in Geschäften

seines Vaters gereiset, und hatte versprochen, heute Abend gewiß wieder zu kommen.

„Es wird schon gelinder draußen, lieber Vater, sagte der Sohn, indem er seinen frohen Alten küßte, den Ueberrock weglegte und sich schüttelte. Das Wetter muß bald anders werden. Mir ist recht wohl. Aber —“ Er blickte mit Besorgniß im Zimmer umher, und sah seinen Vater an.

„Sie ist vor fünf Minuten in die Oper gefahren, sagte dieser. Alles ist wieder wohl. Dein Bruder August sitzt auf seinem Zimmer hinter den Akten.“

„O schön! rief Wilibald. Wenn nur die Mutter gesund ist, dann ist alles gut!“

„Wirklich alles gut? fragte der Vater mit Bedeutung. Aber vor allen Dingen zieh doch die Kleider ab, und mach' daß du umgänglich wirst.“

Das war bald geschehen. August, der Kabinetsrath, wurde heruntergebracht, und mußte für heute aller Arbeit entsagen. Man setzte sich zusammen, um Wein zu trinken, und Wilibald mußte dabei Rede und Antwort über sein Geschäft geben. Dieses Geschäft betraf die Beitreibung einer mißlichen, und für die Familie wichtigen Schuldforderung. Er war so glücklich gewesen, die Forderung noch eben vor dem Ausbruch eines Concurses mit sehr leidlichen Aufopferungen einzukassiren, und seine Vorsicht und Entschlossenheit hatten hieran

so viel Antheil, daß Vater und Bruder, welche sehr wenig gehofft hatten, ihm manches Freundliche darüber sagten. Besonders wohl that ihm das Lob seines ältern Bruders, eines gelehrten und sehr eifrigen Advokaten, da dieser sonst immer nur viel Hang zu den schönen Künsten, und wenig Lust zum Geschäftsleben an ihm finden wollte.

„Aber, sagte der Reisende, warum lobt man mich eigentlich? Wenn auf die Erziehung eines Menschen Alles gewendet worden ist; wenn er vier Jahre lang die Rechtswissenschaft, die Philosophie studirt, zwei Jahre lang weite, kostspielige Reisen durch Städte und Länder gemacht hat: warum lobt man ihn noch, wenn er nun einmal einen dummen Streich zu vermeiden wußte?"

August griff heiter nach seinem Glas. „Ich weiß nicht, Freund, warum man das thut; aber laß es gut seyn. Man thut's eben. Die Welt scheint uns zu verziehen, aber sie hat ihre Ursachen dazu." Man ließ die Gläser klingen, und trank aufs Wohl des neuen Geschäftsmannes.

„Nun gib Acht, sagte der Vater, jetzt will ich dir auch alles nach und nach selbst erzählen, was in deiner Abwesenheit Neues geschehen ist. Du wirst dich wundern — aber du, August, bist ganz still! — Erstens also kommt mir die glückliche Ausrichtung deines Geschäfts jetzt gerade sehr gut zu statten, da ich bald eine starke

Zahlung zu machen habe. Das Gut ist endlich gekauft. Gestern hab' ich's übernommen, und auch sogleich den alten Verwalter wieder in meinem Dienst angestellt. Morgen sollst du Hainberg sehen."

Wilibald kannte das Gut nicht. Er liebte wohl schöne Gegenden, und kannte ländliche Freuden; aber für das eigentliche Landleben fühlte er weder Neigung noch wahren Sinn, und der wenige Antheil, den er an dieser Nachricht nahm, bestand daher blos in dem Vergnügen, seinen Vater mit dem geschlossenen Kaufe zufrieden zu sehen.

Das Gespräch wurde durch die Ankunft der Mutter unterbrochen. Die Unruhe über ihren reisenden Sohn, dessen Pünktlichkeit sie kannte, hatte sie diesmal aus dem Theater früher nach Hause getrieben, wo sie Vater und Söhne schon in der besten Laune beisammen fand. Ihr gesundes Aussehen, ihre Heiterkeit, und die Zärtlichkeit gegen den neuangekommenen Liebling, erhöhten die frohe Stimmung unsers Freundes und die Zufriedenheit der ganzen Familie noch mehr.

Man setzte sich sogleich zum Abendessen. Draußen schnob der wilde Wind mit Macht, und ließ seine hohlen, frostigen Flötentöne hören, indem er sich in den Fensterläden und Jalousieen fing und dicke Schneeflocken gegen die Fenster trieb. Drinn rückte die friedliche Gesellschaft

näher zusammen und nickte lächelnd sich und der warmen Stube Beifall zu.

Wilibald glaubte das Wohlthätige der Heimath und die ruhige Sicherheit in der Mitte seiner Verwandten nach dieser kurzen, aber mühseligen Abwesenheit weit lebhafter und rührender zu fühlen, als damals, wie er, nach einer mehr als sechsjährigen Entfernung, von seinen Reisen zurückkommend, das elterliche Haus wieder betreten hatte. Zu jener Zeit waren ihm Personen und Sachen schon fremd geworden, die Gesichter hatten sich verändert, die Stimmen den alten Ton verloren, das Hausgeräthe stand nicht mehr am gewohnten Platz — kurz, er sah sich von so manchen köstlichen Formen in seiner Erinnerung gewaltsam getrennt. Aber jetzt war er im ersten Augenblicke schon wieder einheimisch, alles sprach ihn sogleich als den lieben Bekannten an, alles war ihm süßgewohnte Melodie, von der Mutter Stimme an bis zum Knacken der väterlichen Wanduhr.

Er äußerte diese Gedanken; August stimmte mit ein, und die Mutter reichte ihm liebevoll die Hand. „Weiß er schon?" fragte sie den Vater.

„Bst! sagte dieser. Eins nach dem andern! Aber laßt doch Punsch machen bei dem unfreundlichen Wetter. Morgen ist Sonntag, da kann man ausschlafen."

Eben wurde gemeldet, der Geheimerath von Salen sey heute von seinem Gute wieder in die Stadt zurück-

gekommen, und das Fräulein befinde sich nach der Reise so übel, daß sie ganz entkräftet, und jetzt in einer Art von Ohnmacht da liege.

Madam Kronach erschrack heftig. Der Kabinetsrath sprang in Bewegung vom Stuhl und bestellte hastig den Wagen. „Ich will dir das alles erklären, sagte der Alte zu unserm erstaunten Wilibald. Macht nur, daß ihr geschwinde dort seyd. Warum muß man nun durch die Weiber um den köstlichen Abend kommen!“

Die Mutter fuhr mit August in's Salen'sche Haus und Kronach wandte sich zu seinem Sohne: „Du weißt, wie sehr deine Mutter wünscht und arbeitet, jenen alten berüchtigten Adel, den unsere Familie einst aus Armuth niedergelegt haben soll, wieder auf die Beine zu stellen, und wie eifrig sie von jeher an dem Plane hing, euch beide einst mit Mädchen von adeliger Herkunft zu verheirathen. Dein Bruder hat ihr vor vierzehn Tagen auf einmal diese Freude gemacht. Er verlobte sich ganz unerwartet und plötzlich mit der Tochter des Geheimenraths von Salen. Sein Gut liegt zwei Stunden von hier, und sie bringen diesen Winter in der Stadt zu. Unter uns gesprochen: Die Sache machte mir eigentlich im Anfange wenig Freude. Das Fräulein hat so viel als gar nichts, und die Alten willigten im Grunde blos deswegen in die Verbindung, damit dem Sohne, der mir noch nicht sonderlich gefallen will, das Gut Felseneck al=

lein erhalten, und die Tochter ohne großen Aufwand gut versorgt werde. Aber das alles ist nun schon in Richtigkeit; August bestand darauf, und das Mädchen gefällt mir recht wohl. Die Bekanntschaft mit ihr rührt von gewissen Prozessen her, die er für diese Familie geführt hat."

Wilibald, welcher die Familie Salen nur dem Namen nach kannte, war zwar über jenen Punkt noch weniger mit den Gesinnungen seiner Mutter einverstanden, als der Vater; aber seines Bruders Entschluß freute ihn, da dieser sonst jede Verbindung, die irgend den Schein des Sonderbaren trug, als romanhaft, von Herzen haßte, und überhaupt bis jetzt noch nie den geringsten Hang zum andern Geschlechte gezeigt hatte. Die Ruhe seines Vaters bei diesem Schritte war ihm lieb, und er fühlte ein lebhaftes Verlangen, das Fräulein bald zu sehen.

Von den übrigen Veränderungen, die sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatten, war die wichtigste die, daß der neue Minister angekommen, und daß sogleich bei seinem Antritte mehrere fremde Gesichter in der Stadt erschienen, auch manche ganz neue Menschen schon in die Kollegien eingerückt waren. So hatte man insbesondere den jungen Salen gestern als Assessor eingeführt.

Der neue Minister war ehemals in der Provinz ein vertrauter Hausfreund Kronachs gewesen. Er hatte hier

ihn schon besucht und wegen Anstellung seines jüngern Sohnes bei einer gewissen guten Stelle, welche zu besetzen war und einstweilen von einem gewissen Rath Sello versehen ward, sehr einladende Winke gegeben. Wilibald äußerte zwar die bescheidene Meinung, daß an dieses Amt Sello, sowohl wegen seiner Armuth als Geschicklichkeit allerdings sehr gegründete Ansprüche habe, und er deswegen Bedenken trage sich zu melden. Allein sein Vater behauptete etwas lebhaft das Gegentheil, und glaubte, er müsse sich allerdings darum bewerben. Ihren Wortwechsel unterbrach die Zurückkunft der Madam Kronach und des Kabinetsraths. Sie berichteten, der Zufall werde keine Folgen haben und sey von der schnellen Veränderung der Luft und einem zu warmen Zimmer entstanden. Auf morgen sey die Familie zur Salen'schen eingeladen, und man habe großes Verlangen gezeigt, Wilibalden zu sehen.

„Ich bin doch recht neugierig," sagte August, als Wilibald ihm seine Freude ausdrückte, wie dir meine Braut gefallen wird! Sie ist überspannt, sie ist Dichterin, und doch paßt sie ganz für mich."

Seinem Bruder fiel dieses auf, weil er Augusts Neigung für schlichte Anspruchslosigkeit kannte. Doch schwieg er, und sein Vater trug sogleich den Fall mit ihm und Sello'n vor. Der Kabinetsrath meinte, er habe die von seinem Bruder hierüber geäußerte Gesin=

nung schon vorher vermuthet. Heute sey ihm aber für gewiß gesagt worden, daß die Stelle nun erst in einem halben Jahre besetzt werde; der Entschluß des Bruders und die nöthigen Anstalten deshalb hätten also keine Eile.

„Das ist gut, sagte Wilibald, und ich läugne es nicht, daß mir dieser Verzug lieb ist. Ich will indessen recht fleißig seyn. Findet man mich dann würdig, so bin ich bereit. O, ich sehne mich nicht mehr so sehr nach immer neuen Lagen des Lebens. Der Mensch klagt so oft über die Kürze des Lebens, und doch treibt er die Rosse seiner Zeit zur Flucht, und jagt immer vorwärts nach den fernen Gefilden im zögernden Hintergrunde zu. Die liebliche Schattengestalt der stillen Vergangenheit möchten wir gern ins Leben zurückrufen; mit Sehnsucht eilen wir dem Lichte der Zukunft entgegen: nur der Moment, nur jede Gegenwart trägt den Fluch der Unerträglichkeit, dem wir zu entgehen, den wir auf alle Art gewaltsam abzuwenden suchen. Das ist es eben, was uns im Traum erhält, was uns ewig unser Glück, oder doch das Scharfe und Fühlbare von jedem Augenblicke des wahren Genusses, raubt. — Oder wäre etwa des Menschen Leben absichtlich aus Traumstoff gewebt?"

„Du drückst dich nicht so aus, erwiederte August, wie ich wünschte; doch magst du in deinem Sinne Recht haben. Aber viel wichtiger ist Folgendes: Ich hatte

gewiß stets den besten Willen zum Guten, wie mir das wirklich beim Menschen im Ganzen der gewöhnliche Fall zu seyn scheint. Allein, wie viel Gutes unterläßt man! Ich hielt immer das, wozu mich der Augenblick aufforderte, für zu unwichtig, — ich will nicht einmal sagen, zu beschwerlich; ich sah nur immer die Handlungen vor mir, die ich unter künftigen Umständen verrichten wollte. Und wie selten trafen diese Umstände ein! Aber während dessen verrauschten allmählig die schönen Minuten des Handelns, und ängstlich erblickte ich mich auf einmal im vorigen thatlosen Zaudern."

„Du hattest eben geträumt, sagte Wilibald. Du gibst meinem Satze nur eine andere Richtung. Wir überlegen Wochen, Jahre lang. Plötzlich ergreift uns endlich einmal der gute, oder der böse Geist, und — wir sind bestimmt! Die That selbst scheint uns auch dann immer noch von augenblicklicher Willkühr abhängig. Alles vorige Abwägen reut uns nun fast. Wir glauben einzusehen, daß es vergebens war, daß vielleicht die Wagschale bei längerm Ueberlegen nach einer ganz andern Seite hingesunken wäre: und — noch über dieser Betrachtung weckt schon die Stimme der neugebornen That den Nachtwandler auf! Aber ach, daß nun die ernste Zeit keinen ihrer ehrwürdigen Schritte für uns zurücknimmt, wenn wir einmal die Gegenwart der ungewissen Zukunft zum Opfer verpraßt haben, und wenn nun das

Andenken an die verlornen Minuten unsterblich vor uns hintritt und seinen Stachel gegen die geängstete Brust richtet! Jene werthen Momente sind dahin, und keine Sehnsucht, keine Reue bringt sie uns aus dem unzugänglichen Reiche der Vergangenheit wieder herüber."

„Er spricht, sagte die Mutter, ganz so, wie ich fühle; und ich glaube, er spricht sehr wahr."

„Leider ist es oft so!" sagte August.

Der Finanzrath meinte, das alles höre sich wohl recht gut an, aber man müsse doch auf die Zukunft zu rechter Zeit die Blicke richten. „Sonst stößt man uns, sagte er, oft in die neue Lebensbahn blindlings hinein. Zu meiner Zeit untersuchte man dergleichen Materien gelinder. Da wußte man nur schöne Sprüchelchen, wie zum Exempel: „„Es wird nicht immer Sommer seyn, drum sammelt in der Jugend ein. Kaufet in der Zeit, so habt ihr in der Noth."" — Mit solchen schlichten Sentenzen kam man eben so weit, als ihr jetzt mit euern scharfsinnigen Auseinandersetzungen kommt. Am Ende läßt sich unser ganzes Gespräch auf die einfachen Regeln zurückbringen: Du thust wohl, deine jetzige Zeit für deine wichtigste, auch für deine schönste zu halten. Zugleich mußt du bedenken, daß sie eine Vorbereitungszeit zu einem wichtigen Amt ist, welches dir schon gewiß zu seyn scheint."

„Das war es aber nicht allein!" entgegnete Wilibald.

„Ja, ja, ganz allein!" sagte der Alte ruhig und vergnügt, indem er siegreich aufbrach. Man trennte sich freundlich. Die Brüder besonders waren niemals einiger in ihren Meinungen, als wenn die Rede auf Lebenswerth und Zeitkürze kam.

Mit trefflichen Vorsätzen und Planen zu seinem künftigen Leben erwachte Wilibald des andern Morgens. Ein tiefer Schnee hatte die Erde bedeckt, und ein heiterer kalter Morgen schimmerte vom Himmel. Das machte ihn froh und häuslich zugleich. Er brachte seine Bücher und Papiere in eine ganz neue Ordnung, legte seine Arbeiten zurecht und machte auch sogleich den Anfang dazu mit Eifer. Der Finanzrath wollte ihn mit nach Hainberg nehmen, welches aber die Mutter verbat, da er heute nothwendig bei Salen's producirt werden mußte.

Des Nachmittags stellte ihn dann August seinen künftigen Schwiegereltern und seinem Schwager, dem Assessor von Salen, vor. Er ward mit vieler Wärme empfangen, und der Assessor, ein junger heißer Kopf, faßte im ersten Augenblick eine Neigung zu ihm, die unsern Ankömmling bald einen sehr warmen Freund hoffen ließ.

Endlich trat auch Fräulein Mariane herein. Wilibald, von ihrer Schönheit überrascht, blickte erstaunt nach

seiner Mutter, die ihm froh zuwinkte und sich mit Augen voll Liebe an die Kommende hing. Es war ein römischer Kopf, braunlockig, mit schwarzen melancholischen Augen. Der Liebe Schwärmerei schien im Spalt ihrer Lippen zu wohnen. Ihr hoher Gang war lebhaft, der schlanke Wuchs hatte Fülle. Und wenn auch ihr Blick vom gestrigen Uebelbefinden noch matt und unsicher war, so schien doch über seine Reinheit, die, als das Herrschende, sich der ganzen Figur mittheilte, den körperlichen Leiden keine Gewalt gegeben; sie hatten nur die Farbe des Gesichts gekühlt, und den Augenstrahl zum Schimmer gemildert.

Eine Wolke flog vor Wilibald's ahndendem Geiste vorüber. „Armer August, dacht' er, wird nicht deine Wahl den Tod deines stillen Glücks, so wie der Ruhe dieses holden Geschöpfes bald herbeiwinken?“ Im Herzen traurig, näherte er sich Marianen und sagte ihr das, was er mußte, mit dem freiesten Anstand, den ihm diese Stimmung übrig ließ. Sie selbst war merklich überrascht, sprach zurückhaltend und kurz, und ward, so wie er die Unterhaltung übernahm, bald einsylbig und stille, worauf ihr Bräutigam sich an sie wandte, und sie in ein Gespräch zog.

Der Kabinetsrath hatte Marianens Erwartung, durch seine Schilderungen von Wilibalden, sehr auf diesen gespannt. „Seine Brust hatte in Italiens Lüften

einige Zeit geathmet", schon das machte ihn für ihre Phantasie, die hier alle Schranken vergaß, höchst interessant; und August hatte alles hervorgesucht, um dem, welchen er selbst so sehr liebte, eine brüderliche Aufnahme zu bereiten. Das Bild, welches sie sich von ihm entworfen hatte, war: „Ein Geist, durch Naturell und trefflichen Unterricht zu jedem Talente geweckt, und mit den schönsten Kränzen und Reichthümern hellenischer Vorwelt ausgestattet, dann am Busen einer südlichen Natur erwärmt: gewiß, der konnte nur in schönem, hochklassischem Fluge erscheinen! Sein Aushauch mußte poetischer Duft seyn!"

Und jetzt — stand sein Körper vor ihr, der vom Geiste leicht und harmonisch bewegt ward, und den sie in ihrer Skizze fast ganz vergessen hatte. Sie sah einen jungen, schönen, großen Mann; sie erinnerte sich keiner wohlgebildeteren männlichen Figur. Schon dies überraschte sie, und es war natürlich, daß sie sich sogleich eifrig bemühte, das alte Bild wieder zu erhaschen und an dieses ihre jetzt empfangnen Eindrücke anzuschließen. Aber vergebens! Er sprach gut, artig und freundlich; aber er sprach eben nicht blühend. Er vermied nur das Gemeine und wählte mit Gewandtheit das Schickliche. Ihr Traumbild war verschwunden, die Wirklichkeit hatte es unerbittlich verscheucht, und sie wußte nicht wie ihr geschah.

Sobald ihre Fassung einigermaßen zurückgekehrt war, machte sie den jungen Mann nochmals mit ihrem Bruder Franz, und zugleich mit einem Kapellmeister Minelli, einem lebhaften, schön gebauten Italiener, bekannt. „Da Sie, wie ich weiß, Musik lieben, so werden diese Freunde auch die Ihrigen seyn," sagte sie, und fing ein Gespräch über italienische Musik an. Dieses wurde durch die Theilnahme Mehrerer von der Gesellschaft bald allgemeiner, und ging nachher in eine Unterredung von den diesjährigen Winterergötzlichkeiten über, wobei man allerlei Plane, meistens von musikalischer Tendenz, machte.

Die Gesellschaft trennte sich früh, um andere Partieen zu suchen. Wilibald mußte die Frau von Salen ins Schauspiel begleiten und konnte erst Abends über die Verbindung seines Bruders nachdenken. Er hatte in Marianen ein gutes, anspruchsloses Landfräulein zu finden gehofft, die das arbeitsame, und aus eigner Neigung fast mühselige Leben ihres Mannes ehr[illegible], seine stille Häuslichkeit theilen und die kleinen Zwischenräume zu seiner Erholung, in welchen er eine gemeinschaftliche Heiterkeit und einen recht lauten Frohsinn von sich und andern forderte, gern und willig mit einer ewig guten Laune ausfüllen werde. Diese Hoffnung hatte ihm aber bereits Augusts gestrige Ankündigung zum Theil geraubt, und heute, bei'm ersten Anschauen der Braut, glaubte er gefunden zu haben, daß dies ein Geist von höherer Bil-

dung sey, der einen ganz andern und erhabnern Schwung suche, als die bezeichnete Sphäre verstattete. Doch, da er so sehr wünschte, sich zu irren, und da sein Bruder von Marianen immer mit Entzücken sprach, so äußerte er nur am folgenden Morgen gegen die Mutter einen Theil seiner Gedanken. Diese versicherte ihm aber mit heitern Mienen, alles werde vollkommen gut gehen, und August besonders sey jetzt mehr als je für Gesellschaft und die Verhältnisse der schönen Welt empfänglich. Er beruhigte sich daher um so leichter, da er diese letztere Bemerkung schon selbst gemacht hatte.

Heute sollte er dem neuen Minister, dem Grafen von Sima, seinen ersten Besuch machen. Die Aufnahme übertraf seine Erwartung weit. Der Graf würdigte ihn einer langen Unterhaltung, und eine diesem Manne ganz eigne Gewandtheit in Behandlung und Veränderung der Materien erregte Wilibalds Bewunderung in hohem Grade; so wie die Herzlichkeit, mit welcher der vornehme Staatsmann einigemal von seinem Vater sprach, ihm das volle Zutrauen des jungen Mannes gewann. „Die Leute behaupten zwar, sagte er zuletzt, daß ich ein geplagter Mensch sey; allein Sie sollen sich hieran nicht kehren. Ihr Besuch ist mir immer willkommen; und dadurch, daß Sie sich in Ihren eignen Angelegenheiten immer zuerst an mich wenden, lernen Sie auch gewiß bald einen ächten Freund Ihres Vaters kennen."

Der Graf schien es im Ganzen zu billigen, daß sein Freund beide Söhne von seinem Metier entfernt habe, und er glaubte auch, wie es schien, sie wären wohl gerathen. Doch zeigte er Verlangen, die Gründe zu wissen, welche der Alte seinen Söhnen selbst hievon angegeben habe.

„Mein Vater, antwortete Wilibald, hat seine Wohlhabenheit mehr einigen zufällig gelungenen Spekulationen im Großen zu danken, als den gewöhnlichen Geld- und Wechselgeschäften, die er seit langer Zeit nicht mehr liebt. Er wollte uns aber dem Zufall, welcher ihn gehoben hatte, weniger überlassen, als unsern eignen Kräften, zu deren Ausbildung ihm jener die Macht gab; auch glaubte er, bei keinem von uns beiden den rechten Sinn für Geld, als Waare betrachtet, zu finden.“

Der Minister lobte August als einen trefflichen Arbeiter, und erklärte ihn dabei für einen der freiesten Männer im Staate, da er mit diesem fast in keiner andern Verbindung stehe, als in der ursprünglich bürgerlichen. Diese Aeußerung erregte Wilibalds Nachdenken, und er betrachtete von diesem Augenblick an seinen Bruder aus einem ganz andern Gesichtspunkt, als bisher. In seinen Gedanken über Freiheit ward dadurch manches richtiger geordnet.

Beim Weggehen führte ihn der Minister in die Zimmer der Gräfin. „Du mußt ihm das Wiederkommen

besser einschärfen, als ich es auf meiner wüsten Arbeitsstube konnte," sagte der Graf, und stellte ihn einigen Anwesenden als den Sohn eines Freundes vor, mit dem er zwanzig Jahre lang fast immer gute Geschäfte gemacht habe. „Und das will viel sagen!" bemerkte er noch im Weggehen.

„Was werden wir mit Ihnen anfangen, lieber Kronach?" sagte die junge, leichtfertige Gräfin, indem sie unsern Helden mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtete. „Es ist erschrecklich kalt in dieser Stadt, und da habe ich schon drei Leute bei mir, die unsere prächtigsten Amüsements abgeschmackt finden; ich hoffe, daß wir den vierten Mann erblickt haben." Sie nannte Minelli, den Assessor und den Maler Pinius, welche sämmtlich vor Verlangen starben, sie aus allen Kräften zu widerlegen.

„Ob er wohl etwas kann?" fragte sie den Kapellmeister, und zeigte aufs Klavier. Als dieser es bejahte, sollte Wilibald sogleich seine Lektion aufsagen. Obendrein sollte er keine Noten bekommen, sondern phantasiren.

Unser Held sah sich mitten in der Tyrannei eines schönen Terrorismus, und mußte der Gewalt dieses strengen Verfahrens weichen. Man setzte ihn, und er machte sich dran. Eigentlich war sein Instrument die Geige, er hatte aber auch Fertigkeit auf dem Klavier. Nach einiger Zeit warf ihm Minelli einen Kuß zu, und

sagte: „Es geht, es kann etwas aus ihm werden.“ Nun erst durfte er schließen. Beim Uebergang dazu fuhren schnell ein Paar kleine weiße Hände über ihn herein, und hoben die seinigen sanft von den Tasten ab. Es war Mariane, die sich hereingeschlichen, und ihn belauscht hatte.

Jetzt, da auch diese hier war, gab man einige Kleinigkeiten aus dem musikalischen Vorrathe der Gräfin. Die Damen sangen, und die Männer akkompagnirten. Marianens Stimme war hell und von mächtigem Umfange, die der Gräfin hatte mehr menschliches, mehr Wahrheit und Naivetät. „Wir müssen uns nur erst verstehen!“ sagte der Kapellmeister, und bat Wilibalden, den Assessor und Pinius, diesen Abend ihn zu besuchen. Seine Augen leuchteten dabei wie Funken. Man entfernte sich endlich, sehr erbaut von der harmonischen Unterhaltung.

„Wenn Sie versprechen wollen, immer recht artig zu seyn, so dürfen Sie mehr kommen,“ sagte die Gräfin zu Wilibalden, und lächelte so freundlich dazu, daß er sich nicht enthalten konnte, ihr etwas darüber zu sagen, welches sie übel nahm, und ihn ziemlich unsanft entließ.

Minelli eröffnete Abends die Ursache seiner Einladung mit folgenden Aeußerungen: Er treibe sich schon seit einem Jahre hier im Lande herum, und die Be=

kanntschaften, welche er in dieser Stadt wieder gefunden, seyen blos der Graf und die Salen'sche Familie. Bei seiner Anstellung habe ihm die hiesige Kapelle wenig Trost gewährt. Es gebe zwar darunter mehrere sogenannte Virtuosen, und an Fertigkeit und Geschick fehle es nur wenigen. Aber von Bildung, Ton und Geist sey noch wenig zu spüren. Bis sich dies bessere, hege er den sehnlichen Wunsch, in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft sich und andere Freunde dafür durch allerlei Uebungen schadlos zu halten. Er glaube, daß er jetzt diese Gesellschaft gefunden habe, und daß bei näherem Zusammentritt jeder unter ihnen gewinnen werde.

Allen Anwesenden war dieser Vorschlag willkommen, und Franz vor Allen trug, mit einem Feuer wovon jeder ergriffen wurde, vor, was sie alles lernen wollten, und wie gut sie zusammen passen würden. Dazu trank man Champagner und Brüderschaft, und fing nun an, Musik zu machen, und die gegenseitigen Kräfte zu prüfen.

Nach den Proben, welche Minelli mit jedem anstellte, wurde festgesetzt, Wilibald sollte die Geige, der Maler das Violoncell und Franz die Flöte übernehmen. Der Kapellmeister mußte das übrige, theils selbst, theils durch seine Leute ausfüllen. Wenigstens zweimal in der Woche wollten Alle zusammen kommen, so lange sie hier einheimisch wären.

Dabei blieb's für heute, und man besprach sich noch

über den Antheil, den die Ministerin, Mariane und einige andere Frauen an dieser Verbindung haben sollten.

„Gottlob! sagte Wilibald, daß der Ton dieser Stadt sich durch die Bemühungen der Gräfin endlich aufzuheitern scheint. Ich finde wirklich nach einer nur vierwöchentlichen Abwesenheit so viel Neues in meiner Heimath, daß ich noch immer nicht alles zu klassifiziren weiß.“

„Zum Beispiel, bemerkte Franz, diese Gesellschaft, worin du dich heute zum erstenmale in deinem Leben befindest — und das in deiner Vaterstadt — und wir alle wissen schon fast mehr von der neuen Stadt Gottes, als du selbst!“

„Die Gräfin, meinte der Maler, wird große Dinge thun! Man sieht es wohl an den steifen Matronen; sie wollen schon nicht mehr so ehrenfest wie Bronzensuiten neben einander sitzen, sondern auch organisirt seyn. Was gibt's aber auch wohl beklagenswürdigeres, als eine große, massive Stadt, wo man die Charis nur aus mythologischen Kompendien kennt!“

„Ja, Gott sey es geklagt! sagte Franz. Die Aufklärung und die Sitten reißen auf allen Seiten ein, und die gewöhnlichen Zeichen der letzten Zeit hängen sich auch dieser unglücklichen Stadt endlich vor die Nase. Die Staatsmänner fangen an einzusehen, daß man am Ende alle Briefstellerei, Aemter und Nasen blos zu besserer Aufnahme des Postwesens, der Dienerschaften und Ta-

backs=Fabriken erfunden hat — die Poeten lassen sich dem Apoll nicht mehr unbekannter Weise empfehlen, sondern citiren ihn zu sich mit Grobheiten aus dem Höllenzwang; die alten Fräulein vernachlässigen die Arzneikunde; die Feiherren machen alles, was an Pracht, Erbzinsen, Ahnen und altem Silber zu ihren eisernen Inventarien gehört, mobil und umgänglich, und verkaufen und versetzen alles lästige Zu, um sich, auf dem Wege nach der ächten freiherrlichen Befreiung, mit dem Von noch eine Güte zu thun; — kurz, alle Kreatur ängstet sich und seufzt nach der Kultur, wie der Finke nach dem Regen. Und an all dem Unheil wird die Gräfin schuld seyn."

Wilibald glaubte, sein heutiger Empfang bei der Gräfin sey doch zu bizarr gewesen.

„Warum? sagte Minelli. Ich mag nichts lieber leiden als schnippische Weiber. Und worüber willst du dich auch beschweren? Wenn ein schönes Weib Händel an mich sucht, und nach Ursachen zum Zorne jagt, so wittre ich ein entmarmortes Herz."

Unser Held erklärte Minelli's Meinung für boshaft. „Es ist traurig, sagte er, daß man in den Versammlungen der Männer gewöhnlich den Ruf der Frauen so wenig achtet. Kaum haben wir ein liebes Weib zu finden geglaubt, gleich wird uns gesagt, sie soll ungetreu seyn, wie eine Brücke von Eis, falsch, wie das Lager des Ehebruchs! — Man müßte immer nur sogleich Beweis ver=

langen, und gar manche Tugend würde, gerade wenn man sie verloren glaubte, wie der Mond, still ins neue Licht treten. Und warum soll denn ein Geschlecht, dem wir das Lieblichste in der Kunst, das Wertheste im Leben verdanken, welches mit ewiger Sanftheit und Langmuth unsere unbändigen Leidenschaften in die Schranken der Mäßigung zurückschmeichelt, und doch sich selbst, so oft, liebend für unsere höchsten Genüsse ganz zum Opfer hingibt — warum soll dies Geschlecht immer noch keine höheren Ansprüche an unsere Achtung haben? Warum mangelt unsern Urtheilen über die Frauen und das Geheime in ihrem Leben immer nichts mehr als Bescheidenheit?"

„Seht da, einen Götzendiener! sagte der verwunderte Minelli lächelnd. Und doch bist du ein gereifeter Mann! der noch dazu auf seinen Reisen Geld und Geschmack aufzuwenden hatte! Zu diesen Fragen müssen dich also wunderbare Schicksale und Begebenheiten geführt haben. Mir sind sie unbegreiflich, aber merkwürdig."

„Und mir, erwiederte Wilibald, ist nichts begreiflicher als deine Unbegreiflichkeit. Wir rühmen uns, die Weiber zu beherrschen; aber was heißt das? — Der Macht ihrer Schwächen vermögen wir nicht zu widerstehen; ihrem Sinne zur Verführung reichen wir demüthig den Herrscherstab über die heiligsten Attribute unserer Freiheit: aber, um sie in die Ketten unserer Selbst-

sucht und eigenwilligen Laune zu schlagen, um sie mit dem abscheulichen Rechte des Stärkeren zu bedrohen, dazu bleibt jeder noch Mannes genug. Nur ihr Edleres wirkt leider selten auf uns; wir unterdrücken dieses gern, weil wir es zu verächtlich beurtheilen. So, mein Freund, denkt der größte Theil von uns."

„Ja, ja, rief Pinius, Kronach hat recht. Die Weiber müssen ewig der schönste Gegenstand unserer Lieder bleiben. Ohne sie läge manches göttliche Talent, manches unsterbliche Werk der Kunst im Schutt der Zeiten vergraben; ohne sie wäre ja das Leben starre Fühllosigkeit. Und gewiß, Niemand verdirbt die Armen als wir! Wir wünschen sie insgeheim lasterhaft, und wann nun die Liebe zu uns Undankbaren sie dazu gemacht hat, dann tadeln wir sie, und sprechen höhnisch und zweideutig von ihnen."

Minelli schwieg, und schien betroffen. Aber Franz fuhr hitzig auf den Maler. „So kann, sagte er, nur ein Männerfeind reden. Ich sehe jetzt im Geiste das ganze berühmte Geschlecht vor mir. Eitel und reizend, falsch und klug, feig und herrschsüchtig — kurz, mit allen Reichs-Insignien der Frauenwürde geschmückt, steht das Weib vor Euch da, und es scheint Euch, daß sie so eben lächelnd mit dem rechten Fuß den höchsten Gipfel erhabener Tugend ersteigt, während sie schon lächelnd den linken in leichtfertiger Richtung zum Sprung in den fin-

stern Spalt des Lasters hebt. Diese Veränderlichkeit, die keine Sprache nennt, diese Unersättlichkeit in Widersprüchen jeder Art, kennt unser Geschlecht nicht; und schon deswegen wird es dem weiblichen ewig voranstehen; schon deswegen wird dieses nie größere Ansprüche an unsere Achtung machen können, als es bis jetzt hatte."

Pinius lächelte, und der Kapellmeister glaubte, Franz sey heute zu erhitzt um zu streiten, er wandte sich daher wieder an Wilibalden. „Aber wie kamen wir eigentlich so geschwind ins Ernste? Sonderbar ists doch, daß widersprechende Meinungen und Parteigängerei sich in keiner Materie schneller und lebhafter zeigen, als in dieser. Denn im Grunde wirst du doch meine erste Bemerkung gewiß für richtig anerkennen müssen?"

„Bei den gewöhnlichen Frauen allerdings, antwortete Wilibald. Aber wer hier allgemein urtheilen wollte, dessen Urtheil müßte verderblich werden."

„Was unsere Urtheile überhaupt betrifft, fiel der Maler ein, so laßt uns bei dieser Gelegenheit beschließen, in ihnen stets recht wahr und aufrichtig gegen einander zu seyn. Auch kommt es in unserem Fall eben nicht darauf an, einander Hochgefühle zu zeigen, sondern überhaupt wahre Gefühle, deren gemüthliche Aeußerungen, selbst wenn sie den Schein des Gewöhnlichen tragen, oft gerade am meisten Einfluß auf Leben und Kunst haben;

vorausgesetzt, daß sie vollständig und ehrlich aus dem Gemüth genommen, und treu wiedergegeben sind.“

„Sehr gut! setzte Minelli hinzu. Denn aus Furcht vor dem Gemeinen übersieht der gesellschaftliche Mensch oft etwas Allgemeines. Und dieses letztere steht doch mit dem Schönen in so naher Verbindung. Aber, um noch etwas über die Frauen zu sagen: dich preise ich zwar selig, guter Kronach, wegen deines keuschen Glaubens an sie; allein du mußt dich jetzt, gewisser Ursachen wegen, erklären, ob du dir Toleranz gegen die gewöhnlichen Liebeständeleien bewußt bist, oder nicht?“

Nach einigem Stillschweigen erklärte sich Wilibald dahin: So lange das Gefühl für eignen Werth, für gemeinsamen Frieden und reine Lebensfülle beibehalten werde, sey Niemand duldsamer als er. Minelli umarmte ihn. „So bist du mein!“ sagte er.

„Das kann aber auch heißen, fing Franz wieder an: König David war ein Mann, der ein Liebesgeschichtchen mit Geist und Witz einzufädeln wußte, da hingegen der täppische Holofernes bekanntlich schon beim ersten Rendezvous den Kopf verlor?“

„Besonders aber, fuhr Wilibald fort, muß die Linie des Schönen niemals überschritten werden.“

„Sonst artet, sagte Pinius, der herrlichste aller Triebe in gemeine Absichtlichkeit aus, die uns das Weib nie verzeihen sollte.“

„Absicht? lachte Franz. Ihr kennt die Weiber wahrlich schlecht. Nichts erbittert sie mehr, als Mangel an Absichtlichkeit! Ich versichre Euch auf Treu und Glauben: selbst jene unschuldigen Hirtinnen am Blütenufer des Strymon sahen der reizenden Proserpina mit neidischer Sehnsucht nach, als der stygische Gott sie von ihren Blumen wegraubte. Und gewiß ahneten diese reinen Seelen schon, daß er dabei eine ganz andere, und noch heißere Absicht habe, als etwa, sie in seinen siedenden Bleikesseln und Pechpfannen zu schmoren.“

„Du sprichst sehr bitter und ungerecht; sagte Wilibald. Die Götter mögen dich würdigen, durch die Liebe bald eines Bessern belehrt zu werden.“

„Ich wollte nur, antwortete er, wir wären alle verheirathet. Dann könnten wir uns recht, wie muthige Farren, darum stoßen, wessen Meinung die richtigste, und wessen Stirn die glatteste sey. — Aber freilich, wer den Sieg davon trüge, müßte eigentlich, der Vermuthung nach, und vor menschlichen Augen, der geschlagne Theil seyn.“

Alle wünschten ihm lachend diesen Sieg zur Strafe seiner Bosheit, und die Rede kam wieder auf den Ton der hiesigen Stadt, wobei Jedermann der Meinung war, daß die Erscheinung des Grafen, und hauptsächlich die seiner Frau, einen sehr günstigen Einfluß auf die Bildung des gesellschaftlichen Tons haben müsse. Selbst

dem Assessor gefiel es doch sehr an der Gräfin, daß sie überall anspruchslos und liberal zu Werke gehe, und nicht gleich so lärme wie ein neuer Finanzminister, der aus dem Urin des Reichs das vermuthliche Schicksal der vorigen Verwaltung prophezeihe. Wilibald hielt es für ein schweres Unternehmen, den Ton einer großen Stadt zu ändern, ohne dabei den Parteigeist aufzuregen.

Die Gesellschaft kam nun drei Abende nach einander bei Wilibalden zusammen, und damit sollten ihre musikalischen Vorübungen geendigt seyn. Nächstens wollte man ein Liebhaberkonzert, abwechselnd bei dem Minister und bei Salen's eröffnen, dessen Einrichtung Minelli und Franz übernahmen.

Unserm Wilibald waren diese wenigen Tage, unter mancherlei Zerstreuungen, Besuchen, musikalischen Uebungen und weitläufigen Selbstgesprächen, so geschwind verflogen, daß er kaum wieder eine hinlängliche Uebersicht von seiner Heimath gewonnen hatte, als sein Vater von ihm verlangte, sich für etliche Tage nach Hainberg zu begeben, um ihm über die Wirthschaft des Guts und die im nächsten Frühling zu treffenden Einrichtungen seine Meinung zu sagen. Er fühlte einige Unlust, wie ihm der Finanzrath erklärte, er habe den Verwalter dort zu seiner Bequemlichkeit alles Nöthige einrichten lassen, und wünsche, daß er diesem Gute künftig einen Theil seiner Zeit widme, da August hierzu weder Geschick noch Lust zeige. Will-

kommener wäre ihm der Auftrag hierzu im Frühling gewesen. Er wollte den Winter über so fleißig studiren, und fand es gar nicht erbaulich, mehrere trübe Wintertage mit einem alten mürrischen Verwalter in dem Prunkzimmer eines schmuzigen Landhauses zuzubringen, wo man nichts höre als das Brüllen des Viehes und das Klappern der Drescher. Auch war er in der Stadt noch lange nicht bei seinen Bekannten herum. Sogar seine nächsten Nachbarn, die ihn sonst so sehr belustigten, waren ihm wieder fremd geworden. Diese interessante Nachbarschaft bestand in einem außerordentlich fleißigen Schuster und einer sehr dicken Bäckerin, die ihm gegenüber wohnten, und in einem musikalischen Weber, dessen Wohnung neben seinem Zimmer im nächsten Hause war.

Ueber den Schuster stellte er dann am liebsten seine Betrachtungen an, wann dieser, die politische Brille auf der Nase, am Fenster die Zeitungen las, und diese zuweilen, ergriffen von einer blutigen Nachricht oder einem glänzenden Siege, plötzlich sinken ließ, um die Neuigkeit in die Stube hinein zu verkündigen und nach dieser Stärkung sogleich wieder über seine Arbeit herzufallen. Vermöge seines scharfen Gesichts hatte Wilibald herausgebracht, daß der Nachbar mit ihm dasselbe Zeitungsblatt las, und da die Zeitungen beiden Theilen zu gleicher Zeit gebracht wurden, so war es kein geringes Vergnügen, sich mit diesem staatsklugen Manne zuweilen in Rapport

zu setzen, und aus seinen heftigen Bewegungen manche Stelle zu errathen.

Die Bäckerin war ihm wegen ihrer dickhäutigen, ewigen Ruhe merkwürdig, mit der sie, auch beim häufigsten Zuschlag, ihr Backwerk ausspendete und fast den ganzen Tag auf derselben Stelle sitzen blieb.

Am meisten aber interessirte ihn der Weber, den er eigentlich liebte. Er hatte ihn noch nie gesehen, und nur durch geheime Erkundigungen seinen Stand und Namen entdeckt. Täglich blies dieser Mann, gewöhnlich um die Zeit der Abenddämmerung, ein Stündchen auf der Flöte, und seine Phantasieen und die ganze Behandlung dieses Instruments verriethen keine gemeine Seele. Dabei hatte er von Wilibalden schon viel gelernt: denn dieser machte sichs zum Geschäft, ihm zuweilen Passagen auf der Geige vorzuspielen, welche eigentlich der Flöte zugehörten, und die der Nachbar gewöhnlich einige Abende darauf sehr glücklich nachahmte. Wilibalds Vergnügen war dann, ihn leise zu begleiten, und er bemerkte einigemal, daß der Nachbar dasselbe that. Keiner versäumte diese Stunde gern, und nichts konnte bescheidner seyn, als ihr freundschaftliches Verhältniß; sobald Einer laut zu spielen anfing, ehrte der Andere sein Spiel, und mischte sich blos leise und andächtig drein. Nur dann, wann Kronach, welcher der überlegne Theil war, sich etwa in die höhern Regionen der Kunst empor schwang, schwieg jener ganz,

und fing auch des folgenden Abends blöder und leiser wieder an.

Es war dem Jüngling lieb, daß er diesen Weber nicht gesehen hatte. Er fürchtete, der Mann möchte durch die persönliche Anschauung verlieren, und in seiner von ihm gefaßten Meinung sinken; wenigstens würden sie dann schwerlich mehr so gut und vertraulich, ohne Einmischung fremder Ideen, zusammen leben können, wie bisher. Seit der letzten Reise hatte er erst ein einzigesmal die bekannte Flöte gehört, und wirklich konnte der reichere musikalische Genuß mit seinen neuen Freunden ihn nicht ganz schadlos dafür halten.

Er ritt des Morgens, eben nicht in der besten Laune über seines Vaters Auftrag, nach Hainberg. Der reine kalte Morgen erheiterte bald seinen Geist. Zwei Stunden von der Stadt wandte sich ein ebner Feldweg rechts von der Chaussee ab, der ihn gerade auf das Gut führte.

Zwölf Wohnhäuser mit Nebengebäuden lagen unten an der nordwestlichen Seite eines oben mit Wald bewachsenen Hügels. Das Gutshaus stand ein wenig höher an diesem Hügel als die Bauernhäuser. Vor der Wohnung war ein großer freier Platz mit fünf schönen alten Linden, und die ökonomischen Gebäude lagen in einiger Entfernung um diesen her. Oben aus dem Walde sah er etwas, wie den Kopf einer alten Ruine, herausgucken.

Schon freundlicher stieg Wilibald ab, und freute sich mit großen Komplimenten, die Bekanntschaft des alten Verwalters, Adams, zu machen. Das Haus fand er von außen wie von innen recht nett und reinlich; etliche Zimmer waren in ganz gutem Stand, und vom Vater schon mit Mobilien versehen. Herr Adams, ein alter Hagestolz, rechnete sich zur Klasse der Herren, und war ein Studirter. Eine kleine allerliebste Nichte, die er bei sich hatte, machte seinen Minister des Innern, und flog pfeilgeschwind unter dem Gesinde herum.

Sobald er die Nichte begrüßt, sein kleines Hauswesen eingerichtet und die Wohnung mit den Wirthschaftsgebäuden genau untersucht hatte, ließ er sich von Adams einen vorhandenen Riß über das ganze Gut geben, und machte sogleich den Anfang, die Grenzen desselben aufzusuchen, wobei er nicht nur des Verwalters Begleitung verbat, sondern ihn auch ersuchte, seine Erläuterungen bis nachher zu versparen. „Ich will jetzt alles selbst sehen und entdecken: was mein ist," dacht' er, und fing seine Wanderung durch den Schnee an. Es war ein geschlossenes Gut, und die dazu gehörigen Besitzungen lagen alle über dem Dörfchen, die der Bauern aber unter demselben. Er eilte an der untern Seite herum zu kommen, und stieg nun den Hügel hinan.

Als er oben war, zeigte sichs, daß dieser Hügel, welcher vom Dorfe her sich allmählig hob, hier auf der

andern Seite jäh und klippig abschoß, und einen Halbkreis von hohen, senkrechten Felsen bildete, in deren Kessel ein schöner weiter See tief ausgebreitet lag. Er mochte wohl eine Stunde Umfang haben, und war, so weit ihn die Felsen einschlossen, an den Ufern mit dickem Gebüsch und hohen Eichen und Buchen bewachsen. Die Ruine lag zwischen einzelnen Bäumen und Sträuchen auf dem höchsten und gefährlichsten Punkte der kleinen waldigen Felsenkette, und zog sogleich die ganze Aufmerksamkeit unseres Helden an. „Das wird für den Sommer ein herrlicher Aufenthalt seyn!“ sagte der Erfreute, indem er durch die offene Thür in ein hohes und schallendes, aber noch ganz wirthliches Zimmer trat. Er bewunderte die Dauer der großen alten Fenster, und die Dicke des äußern Mauerwerks, welches die kühne unmittelbare Fortsetzung der in den See schauerlich hinausragenden hohen Felsenklippe war, und der schrecklichen Tiefe zu spotten schien. Aus diesen Fenstern sah er mitten über den See hin ins weite Land, und auf allen offnen Plätzchen um das alte Schloß herum genoß er die trefflichste Aussicht. Nach Norden die Stadt und ferne Gebirge bis nach Westen hin. Da, wo der See seine Ufer öffnete, und ein Stück in die Fläche hinaus zog, lag ein reiches, unermeßliches Land von Osten bis Süden ausgebreitet. Nahe am See zog die Heerstraße von der Stadt nach Mittag zu vorüber, auf welcher man die Fuhr-

werke deutlich sah und hörte. Diese ganze Seite war mit Dörfern, Schlössern, Städten und Meierhöfen besäet, und alles das verlor sich in einer unendlichen Ebene, von keinem fernen Berge begränzt, sondern endlich mit der Bläue des Himmels zusammenfließend. Für unsern Freund hatten solche Aussichten den meisten Reiz, die sich mit großen Ebenen schließen. Er fand, daß zur Empfindung einer weiten Ferne nothwendig sey, nie zu erfahren was der äußerste Punkt derselben enthalte, und wie weit er entlegen sey, wodurch das sehnende Herz in einer süßen Ungewißheit erhalten werde. So bildete er sich hier ein, gegen Südwest bis nach Frankreich, gegen Südost bis nach Italien zu sehen, und konnte sich dabei die Alpen und alle Hindernisse wegdenken. Er zog nun von dem großen Ganzen die allgemeine Schneehülle ab, dachte sich alles im Gewande des Sommers, und schloß, entzückt über dieses Bild, die Augen.

Hier oben schien die Sonne warm, und hatte den Schnee vom Grase geleckt, so daß einige grüne Plätzchen um die Ruine her sichtbar waren. Jetzt zog er seinen Riß wieder hervor, um von da den ganzen Umfang des Guts zu übersehen; selbst die angegebenen Grenzbezeichnungen waren hier und da im Schnee bemerklich. Der ganze schöne See, der wie ein Spiegel starr und glatt unter ihm lag, und große Felder, Wald und Wiesen um den See und Hügel herum, selbst das kleine Thal mit

dem Gießbach, welches sich vom Wald herab nach dem Dörfchen zog, alles war sein Eigenthum! „Mein väterliches Eigenthum!“ rief er, und ergötzte sich lange an dieser Vorstellung.

Nur am westlichen Hange des Waldhügels mußte seine Grenze ganz nahe, oder sein Riß mangelhaft seyn. Er stieg seitwärts nach dem Dörfchen zu wieder herab, und erblickte bald vor einem kleinen Gebüsch ein niedriges Haus, dessen geschmackvolle Bauart aber einen nicht gemeinen Besitzer verrieth. Neugierig schlich er an den Fenstern vorüber, und sah in einem derselben ein aufgeschlagenes Buch. Es war Emilia Galotti.

Schnell zog er sich zurück, und ging bescheidener an der nach dem Gutshause hinabsehenden Vorderseite des Gebäudes vorüber, als ein Mann von gutem Ansehen aus der Thüre trat und sich grüßend gegen ihn wandte. Er schien ein Vierziger, und war zwar einfach, doch nicht ländlich gekleidet. Auf seiner Stirne schienen die Merkmale trüber Zeiten abgedruckt, und in seinen Gesichtszügen lag eine ernste stille Traurigkeit, welche aber in ein sehr interessantes Lächeln verschmolz, wie er unsern Helden anredete und in ihm den Sohn des jetzigen Besitzers von Hainberg sogleich errieth.

Wilibald erfuhr von ihm, daß er Otto heiße, und seit einigen Jahren durch den Ankauf eines kleinen Gütchens der Nachbar und zugleich der Gerichtsuntergebene

des Guts Hainberg sey. An freundlicher Nachbarschaft mit Wilibalden und seinem Vater, den er auch bereits gesprochen hatte, sey ihm alles gelegen, und das Ansuchen darum bitte er nicht eher für überflüssig zu halten, bis der Verwalter Adams sich darüber erklärt habe. — Er griff wieder nach dem Hut, und Wilibald, den der gesetzte Mann interessirte, versicherte ihn in sehr verbindlichen Ausdrücken seiner nachbarlichen Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit ihm gefällig zu seyn.

Bei seiner Zurückkunft ins Gutshaus machte die artige Nichte Anstalt, ihn allein essen zu lassen, welches er nicht artig fand, sondern, aller Umständlichkeit des Herrn Adams ungeachtet, darauf antrug, mit beiden familienmäßig zu leben; und da die Nichte seit seinem Eintritt ins Haus unter dem Bilde des jungen Herrn den Gott des Schicklichen und aller neuen Moden verehrte, so widersprach sie nicht weiter, sondern wies, vergnügt über Wilibalds guten Ton, den Onkel zurecht, und alle vertrugen sich bald sehr gut mit einander.

Nun mußte der Verwalter nach Anleitung des Risses Erläuterungen geben. Sein dunkler Sinn konnte aber dem neuen Besitzer nur wenig zur richtigen Beurtheilung des Guts helfen. Die Rede kam bald auf den Nachbar Otto. Dieser war ein landfremder Mann, der vor etlichen Jahren dem vorigen Besitzer Hainbergs, einem Gesandten, ein Stück Land, Obstgarten und Huth von hun-

dert Morgen, abgekauft hatte. Darauf war er plötzlich hier erschienen, hatte sich mit seinem Kaufbriefe legitimirt, und angefangen, seine Besitzungen oben am Hügel mit Wohnung, Nebengebäuden und Plantagen trefflich anzulegen. Adams schalt deswegen den Gesandten einen Thoren, und meinte, ohne dieses abgerissene Stück sey das hiesige Gut nie ein Ganzes zu nennen; er hatte gute Lust, dasselbe noch jetzt, etwa durch einen Beweis der Verletzung über die Hälfte, wieder beizubringen. Indessen gestand er ein, daß der ganze Platz vorher nur zur Viehweide benutzt worden, jetzt aber bis zur höchsten Kultur gebracht sey.

„Mein Vater, antwortete Wilibald, hat Hainberg sehr wohlfeil vom Gesandten erkauft, von dessen Geldbedürfnissen dieser Otto eben früher als wir Vortheil gezogen hatte. Dies gibt uns kein Recht, einen Nachbar in seinem Eigenthume zu beunruhigen, der uns durch seinen Fleiß ein so nachahmungswürdiges Beispiel aufgestellt hat.“

Adams schwieg mißvergnügt eine Weile. Darauf fing er wieder an: „Und dann fragt es sich immer noch, woher der Mann gekommen ist? Der vorige Herr hat mir hierüber nie etwas geschrieben. Woher hat er das viele Geld genommen? Fragt man ihn um etwas, so kommt nichts heraus, als etwa, daß er Otto heiße, und Eigenthümer dieses Gütchens sey. Ich versichre Sie,

auch unser Gerichtshalter weiß nicht mehr von ihm, und Sie selbst werden nichts weiter erfahren."

Wilibald zeigte auch keine Neugierde, und wollte nur wissen, in welchem Ruf der Mann im Dörfchen stehe.

„Mein Gott, er thut freilich Niemanden was zu Leid. Aber zum Exempel: wer gibt ihm das Recht, eigenmächtig einen Kahn auf den See zu legen, und nach Belieben darauf herum zu fahren?"

„So? sagte der junge Gutsherr. Thut er unserer Fischerei Abbruch? Ist die beträchtlich?"

„Wir nutzen sie freilich nicht viel; auch hab' ich da eben noch nichts gemerkt, wiewohl ich ihm sehr auf dem Garn gewesen bin."

„Davon bin ich überzeugt," lächelte Wilibald, der sich nun schon vornahm, seinen Nachbar gegen den Verwalter zu beschützen.

„Und da ich mich einigemal darüber mockirt habe, wollt' er mich lachend einladen, mit meiner Nichte dieses Vergnügens auch zu genießen; und alle Welt weiß, daß ich so schwindlich bin wie die Kuh auf dem Dache."

„Nun, sagte Kronach begütigend, das hat Otto doch wohl nicht gewußt. Er scheint mir ein hübscher, guter Mann zu seyn."

„Das spricht Ihr Herr Vater auch. Aber woher soll man das schließen? Ich habe so meine eignen Gedan-

ken — aber man wird eben verlacht und für leichtgläubig gehalten..."

„Wie so?"

„Man weiß eben nicht recht, wie man mit dem Manne dran ist." Der Alte wollte sich nicht weiter erklären, und Wilibald, welcher jetzt vielleicht schlechter von seinem Verwalter dachte, als dieser verdiente, bat ihn, einige Tage gar nicht von Otto'n zu sprechen, bis er selbst ihn näher würde kennen lernen. Denn er hatte sich vorgenommen, die persönliche Bekanntschaft aller seiner Nachbaren zu machen, und, da es hier weder Pfarrer noch Schulmeister gab, so war Otto der vornehmste und erste derselben, zu welchem er sogleich hinauf stieg.

In Otto's Wohnung fand er, außer ihm und zwei vor dem Hause beschäftigten Knechten, keine lebendige Seele. Der Hausherr führte ihn in ein reinliches wohleingerichtetes Zimmer, welches sein beständiger Aufenthaltsort schien, und worin, außer den soliden und netten Geräthen, einige Bücherschränke die besondere Aufmerksamkeit Wilibalds erregten. Lächelnd fragte ihn Otto, ob er mit Herrn Adams seinetwegen schon gesprochen habe, und sein Gast erzählte ihm offenherzig ihr ganzes Gespräch, und bat ihn, wegen aller Ansprüche an sein Eigenthum außer Sorgen zu seyn, und sein guter Nachbar zu bleiben. Zufrieden drückte ihm der Mann die

Hand, und legte seinen Kaufbrief sogleich vor, in welchem er nur Ludwig Otto benannt war.

„Mein Kaufbrief, sagte er, sollte wohl in mancher Rücksicht förmlicher, er sollte gerichtlich seyn. Ich erbiete mich auch, in der Folge dieses noch nachzuholen. Bis dahin wird Ihnen der Gesandte, dem ich näher bekannt bin, seine Richtigkeit selbst bezeugen. Ihr offener Blick, mein Herr, und die schon vorher von Ihrem edlen Herrn Vater mir bezeigte Schonung, haben mich übrigens bestimmt, sogleich beim Anfang unserer Bekanntschaft alles Mißtrauen zu entfernen, so weit mir selbst dieses möglich ist. Lassen Sie einen Mann, den das Unglück zu Boden gedrückt hat, in Ihrer Nähe einen stillen Zufluchtsort finden, und gönnen Sie ihm die ruhige Beherrschung seines kleinen Eigenthums in dieser reizenden Gegend, wohin ihn ein glückliches Ungefähr verschlug.“

Diese wenigen einfachen Worte sprach er so rührend, und mit so viel rednerischer Wahrheit aus, daß ihn unser Freund lebhaft umarmte. „Sollten meine Kräfte, sagte er bewegt, in Ihrem Schicksal irgend etwas zu ändern vermögen, so werden Sie sich gewiß nicht getäuscht finden, wenn Sie einst Bedürfniß fühlen, mir Ihr Zutrauen zu schenken.“

Bald war nun ihr Gespräch im Gange, und Willbald lernte in seinem neuen Bekannten einen Mann schätzen, welchem man die vollendetste Bildung zugestehen mußte.

Otto zeigte ihm auf einmal Hainberg in seiner wahren Gestalt, und durch eine umständliche Angabe seiner eignen Behandlungsart, führte er seine Aufmerksamkeit auf alle Verbesserungen, deren das Gut noch fähig war. Dabei machte es Wilibalden ihm immer geneigter, daß Otto zwar Adams ängstliche Sparsamkeit bei Gutsverbesserungen freimüthig tadelte, aber seinen verjährten Verdiensten um Hainberg volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Unter gemeinschaftlichem Lachen über den Aerger und die Neugierde des Alten, erzählte Wilibald auch die Geschichte vom Kahne. Bei Erwähnung dieses Kahnes bat ihn Otto sogleich um die Erlaubniß, noch ferner auf dem See schiffen zu dürfen. Er that dies mit einer gewissen dringenden Wichtigkeit, die Wilibalden etwas befremdete, weil er ja nicht daran gedacht hatte, ihm diese Freude zu mißgönnen.

Indessen nahm Otto's gute Laune jetzt merklich zu. Ueber sich selbst schwieg er nunmehr ganz, schien auch alles, was auf seine Existenz Bezug haben konnte, zu vermeiden; und sein neuer Freund, dem er sich einmal als einen Unglücklichen zu erkennen gegeben hatte, unterdrückte gutmüthig sogar die Frage, ob er Familie habe.

Beim Abschied schlug er dem Alten vor, ihn mit zu den Nachbarn zu begleiten, welches Otto mit Vergnügen annahm. Sie gingen in jedes Haus, und man begrüßte durchgängig die junge Gutsherrschaft mit vieler Ehrerbie=

tung. Auch Otto schien überall willkommen und geachtet zu seyn. Die Alten beschäftigten sich eben mit Abfütterung ihres Viehs, welches im Oertchen zahlreich und schön war; und das junge Volk spann; sogar die Knaben und jungen Bursche waren mit Spinnen und Stricken beschäftigt. Beim Eintritt in einige Stuben konnte man an dem noch auf den Gesichtern herrschenden Lachen merken, daß hier die Unterhaltung so eben von recht heiterem Gehalt gewesen seyn mußte. Mädchen und Bursche waren meistens wohlgebildet, und von großem schlankem Bau. Unter den ersteren fand Wilibald manches artige Gesicht; überhaupt schien ihm der ganze Schlag Leute schön und kräftig. „Wir haben hier, sagte Otto, vorzüglich gutes Trinkwasser, und die reine Luft trägt noch mehr dazu bei, den Leuten Farbe zu geben. Es ist in vier Jahren hier niemand gestorben.“

Wilibald suchte sorgfältig alle jene sonderbaren und auffallenden Fragen zu vermeiden, womit gewöhnlich die vornehmere Klasse bei dem Landvolk, indem sie dieses zu persifliren glaubt, sich lächerlich macht; und da er sich immer nur mit Bedacht ins Gespräch mischte, oder etwas unstreitig richtiges bemerkte, so gelang es ihm, fast überall vernünftige Antworten zu erhalten, und Zutrauen zu gewinnen. Viele Mädchen sahen dem schönen Herrn aus den Fenstern nach, und ließen sich lächelnd das Drohen der Bursche hierüber wohlgefallen.

„Im Ganzen, sagte Otto, ist's ein braves Völkchen, welches diese Flur bewohnt. Die Meisten ernähren sich gut, aber auch Viele nur kümmerlich. In der Viehzucht haben sie es schon weit gebracht, aber im Ackerbau sind sie noch sehr zurück. Sie halten zu viel auf Weide, und hier scheint wirklich der Fall einzutreten, daß vielleicht die Stallfütterung diese Menschen einst reich machen wird.

Die Betrachtung zweier verarmten Bauernhaushaltungen, die blos noch durch Tagelohn erhalten wurden, war für Wilibald um so trauriger, da er in ihren Häuschen keine Betten bemerkte. „Guter Gott! rief er, wenn der Reiche und Große seine Würden, Renten, Landhäuser und andre Besitzungen verliert; wenn das alles zuweilen nur dem Staate wiedergegeben wird, von welchem es genommen war, und nun der Reduzirte genöthigt ist, in gewöhnlichen Betten zu schlafen, sich auf Fleisch und Zugemüse einzuschränken, und einen ganz einfachen Rock überzuknöpfen, wie oft sagt er dann verzweifelnd: ich bin ganz verarmt. Alles ist hin, ich muß im äußersten Elende leben! Ich selbst habe dieses so oft Leuten geglaubt, die ich hinter einer Hammelskeule sitzen sah, die an keiner Nothwendigkeit des Lebens Mangel hatten; und wie oft haben mich solche Menschen wahrhaft gerührt! Aber, mein Freund, welche Zunge spricht wohl das Wort Armuth dann stark genug aus, wenn die letzten Mittel der

Menschheit, Brod, Holz, Bett und Kleidung fehlen, wenn dem Armen sein kleiner Reichthum hinschwindet!"

„Vollenden Sie! setzte Otto finster hinzu: Wenn dem kranken Bettler endlich auch Stroh und Lumpen, ja die ererbte Hütte von der Bosheit geraubt wird, welche das dunkle Auge der Gerechtigkeit mißbraucht."

„Entsetzlich!" seufzte Wilibald. Er fühlte zum erstenmal den Sinn des Worts Armuth in seinem ganzen, schweren, fürchterlichen Schall, und alle bisherige Beschreibungen schienen ihm ungründlich und matt. — „Man darf, sagte er nach einiger Zeit, allerdings hierbei nicht übersehen, daß mein Armer bei seinem Braten wohl elender seyn konnte, als der Ihrige, weil jener mehr verlor als dieser kannte."

„Gut, fiel Otto ein; so sagt man! Aber warum heilte sich der Ihrige nicht sogleich durch die Anschauung meines Bildes, dessen Originale das Schicksal uns in ewig wechselnden Farben überall entgegen hält?"

„Ueberall?" sagte Wilibald, indem er mit einer gewissen Trostlosigkeit nach den beiden Häusern hinblickte. Otto zuckte die Achseln. „Es herrschte hier, fuhr er wieder heiterer fort, auch viel Wohlstand, und nur diese zwei Familien leiden eigentlich Noth. Indessen man unterstützt sie, und die Hoffnung zu ihrem Gedeihen ist noch nicht verloren."

Es war Nacht geworden, wie sie mit ihren Wanderungen fertig waren, und Wilibald wollte nach Hause. „Noch eins ist übrig, sagte Otto, Sie müssen mit in den Krug gehen, um auch den guten Ton kennen zu lernen.“ Das war für ihn eine härtere Arbeit, als des Odysseus Einkehr bei dem Sauhirten.

Wie sie hinein kamen, zündete man eben ein sogenanntes Licht an, welches aber eigentlich in einem langen Kerzensurrogat von Spanholz bestand, und, der großen Flamme ungeachtet, doch von dem Drucke des Tabacksdampfes wieder zu verlöschen drohte. Einige Menschen waren schon da, und viele kamen nun nach und nach herein, und grüßten Wilibalden schon als einen alten Bekannten. Auch der Verwalter, welchem die Nachricht zu Ohren gekommen war, erschien mit seiner Pfeife. — Wilibald stärkte sich an Otto's geselliger Miene, und Otto, der seinen neuen Freund heute schon sehr lieb gewonnen hatte, verließ ihn nicht, und lächelte ihm jetzt Beifall zu, als Wilibald trotzig eine Kanne Bier forderte, sich setzte, eine Meerschaumpfeife hervorzog wie hier noch keine war gesehen worden, und in aller Schmaucher Namen zu blasen anfing.

Aber er fand das Bier wirklich gut; Otto meinte, wer selbst zu rauchen verstehe, könne nicht leicht ersticken; auch ward auf Bitte des Gutsherrn doch wenigstens ein Fenster geöffnet. Man mußte dieses aber bald wieder

verschließen, weil sich draußen ein wüthender Sturmwind erhob.

Nun wurde von der hoffnungsvollen Wintersaat, von den kurzen Tagen, vom Christfeste, vom Krieg, und endlich, als das Bier schon mehr Zutrauen erweckte, auch über delikatere Materien gesprochen, worunter man zuletzt bei den alten beliebten Geistergeschichten mit Behagen stehen blieb. Diese hörte Wilibald, der ein Freund des Schauerlichen war, am liebsten in solchen gläubigen Gesellschaften erzählen. Er behauptete, man müsse da nicht gleich so spöttisch widersprechen, wie gewöhnlich die aufgeklärten und vornehmen Herren thun; er zeigte vielmehr nur zuweilen einigen witzigen Argwohn, ließ auch wohl hier und da selbst eine ähnliche Geschichte einfließen, worin der letzte Zauberschlag in einen lustigen Schwank zerstob. Auch hier erregte er durch Erzählung einiger vorzüglich gründlichen Geschichten die allgemeine Theilnahme, und von der langen Tafel her waren immer vier Reihen großer Augen auf ihn gerichtet.

„Aber — nahm jetzt Otto das Wort, indem er Wilibalden einen leisen Wink gab, und sich ernst und mit abenteuerlicher Würde gegen den Verwalter wandte — was werden Sie zu einer Geschichte sagen, die ich selbst erlebt habe, und Ihnen jetzt mit der treuesten Wahrheitsliebe erzählen will, die Sie mir hoffentlich

zutrauen!" Die Bauern rückten näher zusammen, manche räusperten sich leise und legten ihre Pfeifen weg, der Verwalter antwortete mit einem auf das Aergste gefaßten „Nun?" und Wilibald, in süßem Schauer, hing erwartungsvoll an den inhaltsschweren Gesichtszügen des schönen Mannes.

„Ich wohnte, fing er an, vor mehreren Jahren mit einem Freunde den Winter durch in einer bekannten alten großen Reichsstadt, im Hause eines Goldschmieds. Wir schliefen beide in derselben Kammer, welche neben der Schlafstube unsers Hauswirths war. — Einst, eben in der Adventszeit, hatte ich in einem schweren Traume gelegen, aus welchem mich mein Freund erweckte. Der Thurmhammer schlug gerade drei, und da dies die Zeit war, in der ich meinen Hauswirth zuweilen in die Frühmette begleitete, was mir ein besonderes Vergnügen machte, so schlich ich mich leise, um meinen Freund nicht wieder zu stören, zur Thüre hinaus, weckte den Goldschmied, und wir zogen uns im Finstern an und gingen mit einander nach der alten Kathedralkirche zu, ohne uns weiter um die Uhr zu bekümmern. Die Kirchthore waren bereits offen, und jenes dumpfe polternde Getöse, welches gewöhnlich durch den Rumor der kommenden Christenversammlung vor Anstimmung der Gesänge verursacht wird, schallte uns aus dem innern ungeheuern Raume schon entgegen. Es befremdete uns indessen so=

gleich, daß wir Niemand sahen, und daß, statt der Kerzen, nur ein gewisses sonderbares Helldunkel in der Kirche glimmte. Augenblicklich überlief uns ein kleiner Frost, doch gingen wir in diese zum wunderbaren Schimmer erblaßte Finsterniß noch muthig hinein, und traten in die Tiefe des schallenden Raums auf unsern gewohnten Platz. Indessen wurde das Poltern und Zischen um uns herum immer stärker und ängstlicher, wir glaubten bald auch einige herumschwebende, ganz fremde und in der Tracht des grauesten Alterthums gekleidete Gestalten zu unterscheiden, und hier und da kam jetzt ein kleines molkiges Licht zum Vorschein. Es war wohl natürlich, daß das Drohende dieser Vorzeichen uns in die schrecklichste Angst setzen mußte. Die Zeit schien hier in der Offenbarung eines Geheimnisses zu kreisen, welches nicht dem Reiche der Lebendigen, sondern den Finsternissen des Grabes angehörte, und, zu schwer für eine menschliche Brust, den bangen Söhnen des Staubes ihre Auflösung verkündigte. Den Folgen unsers Vorwitzes zu entgehen, war längst zu spät. Zitternd und vernichtet standen wir da. Auf einmal fiel aus der hohen Kuppel, die sich plötzlich erhellte, ein kleines blutrothes Buch in matten Flammen herab auf den Hochaltar; zugleich sprang die Sakristei mit einem schmetternden Krach weit auf; ein himmellanger Mann im ehrwürdigen uralten Priestergewand eines längstvergesse=

nen Jahrhunderts, mit ungeheuerm Kragen und weißem Barte, schwankte heraus, und zwölf schwarzgekleidete Chorherren trugen ihm die unendliche Schleppe nach. All' ihre Gesichter waren so bleich und fahl, wie der Schimmel an den Mauern. So zogen sie dreimal um den Altar, und jedesmal schrie der schreckliche Mann mit kreischendem und grellem Ton, indem er auf das Buch wies, aus welchem ihm beständig eine schwarze Kralle nach dem Herzen fuhr: miserere mei, Iesu Christe! Von dem entsetzlich wimmernden Schall dieser Stimme dröhnte das alte Säulenwerk der Kirche, unsere Nerven drohten zu reißen, und selbst dem Priester und seinem verweseten Gefolge schienen die Haare sich davon zu sträuben, und ihre Gesichter verzerrten sich zu fletschenden Scheusalen. Beim dritten Mal antwortete leisheulend ein Chorus aus unserer schauderhaften Nachbarschaft, dessen Angstgewimmer uns, wie ein tiefer Aufhauch des Abgrunds, kalt überfuhr; und aus allen Winkeln der Kirche seufzte es langsam und mächtig nach. Unsere Knie schlugen zusammen, und wir hielten uns, bereit zum Tode, noch schwach an einander. Indem kommt der grause Zug auf uns los; — bleiche Gestalten und hellflackernde Nachtvögel zittern uns von allen Seiten mit gellendem Geschrei entgegen; Gesichter funkeln und blöcken uns an; ein schneidender Wind pfeift durch die bebenden Gewölbe; im kalten Todesschweiße

taumeln wir fort — das verfolgende helle Geplärr der Hölle im Rücken, erreichen wir die Thorschwelle; — mit erschrecklichem Krachen schlägt das Thor hinter uns zu, und wirft uns auf die kalte Straße. Zugleich tönt die zwölfte Stunde vom Thurm herab."

„Wir entflohen und liefen zum nächsten Hause, wo wir Leute bemerkten, die noch Licht hatten und aus den Fenstern sahen. Auf unser Geschrei antwortete man, das sey in dieser Kirche gar nichts ungewöhnliches; aber hierüber aufs neue erstaunt, erfüllten wir die Straße mit Wehklagen, und suchten durch unser klägliches Gestöhn die Stadt zu erwecken, als plötzlich das Kirchthor aufsprang, und...."

Otto erblaßte auf einmal, starrte nach der Thüre hin, und wankte dann in wilder Bewegung von seinem Stuhle weg.

„Himmel, was ist das?" rief Wilibald, dem's eiskalt über'n Rücken lief, als er sich wandte, und eine lange weiße Figur durch die Thür schleichen sah. — Otto ging darauf zu, und Wilibald stand sogleich auf, um ihm zu folgen.

„Man ruft mich wohl," sagte Otto, und heftete einen ruhigen, bittenden Blick auf Wilibalden. Dieser setzte sich wieder, und Otto sagte im Abgehen zerstreut und ohne Fassung: „Morgen will ich die Geschichte zu Ende erzählen."

Die Bauern saßen starr da, und einer sah den andern mit Entsetzen an.

„Nun?“ sagte Wilibald lächelnd, aber blaß. Keiner antwortete. Alle schienen elektrisch getroffen.

„Nun?“ sagte der Verwalter im Ton eines verkannten Propheten.

Ein junger Mensch sprang auf, und wollte doch durchs Fenster nach Otto'n sehen; aber unser Held verbot es. „Seyd nur zufrieden! sagte er mit überredendem Ton. Seine Erzählung gibt er Euch morgen selbst vollends, und, was hier zuletzt vorfiel, will ich genau untersuchen und Ihr sollt dann die ganze Geschichte erfahren.“

„Es winkte ihm, sagte ein Bauer. Es zeigte etwas Weißes.“

„Es hatte ein verschimmeltes Gesicht,“ sagte ein anderer.

„Wir hätten's gar nicht gesehen, wenn er nicht selbst so käseweiß geworden wäre.“

„Ja, ja, ich glaube, es hat auch die Thür gar nicht aufgemacht.“

„Man kann, platzte endlich der Verwalter heraus, eben nicht recht klug aus ihm werden!“ Er schwieg aber sogleich wieder, als er sah, daß ihn sein Herr aufmerksam betrachtete.

„Er soll, fing wieder Einer an, manchmal in der Mitternacht auf dem großen See fahren.“

„Ja, und des Morgens ist er wieder zu Haus, und ist doch nicht zur Thür herein gekommen."

„Aber, sagte ein alter Mann, er ist doch ein leutseliger, behülflicher Nachbar; und ein gescheidter Herr, der von allem zu reden weiß; und erzählen kann er!"

„Das ist wahr! beschloß Wilibald. Habt nur Geduld. Wir wollen schon erfahren, wie es zusammen hing. Gute Nacht."

Gleichwohl konnte unser Freund des seltsamen Mannes wegen noch lange nicht einschlummern. Immer sah er ihn vor sich, immer hörte er ihn seine Geschichte erzählen, zu deren Schrecknissen die vollendete Mimik seines Gesichts alle Belege der Wahrheit zu liefern schien. „Wer weiß, dacht' er, welche Todespost der Arme jetzt zu verschmerzen hat! Wer weiß, wo er ist, — wie es ihm eben ergeht! Hätt' er sich mir heute entdeckt, vielleicht konnte ich ihm da noch helfen! In diesem Augenblick ist er wohl schon verloren!" Die gestrige starke Ermüdung behielt endlich die Oberhand, und er schlief ein.

Den ganzen folgenden Tag arbeitete er an einer genauen und vollständigen Gutsbeschreibung, und suchte mit Adams alle dazu dienlichen Papiere auf. Einigemal war er wirklich im Begriffe, zu Otto'n zu gehen; allein er unterdrückte doch immer seinen Vorsatz wieder. Wie es Nacht wurde, kam Otto zu ihm, und sagte heiter: „Ich glaube, wir müssen heute noch einen Augenblick in den

Krug gehen, um die Gesellschaft nicht zu täuschen.“ Mechanisch ging Wilibald sogleich mit ihm fort, und auf dem Wege sagte sein Begleiter: „Mein Herz dankt Ihnen, daß Sie gestern in einer für mich sehr unangenehmen Lage meine Geheimnisse ehrten, und sich wirklich schon zum erstenmal als meinen Freund zeigten. Was Sie übrigens gesehen haben, war ein Freund, der mir einen Brief von großer Wichtigkeit überbrachte. Aber ich werde dieses im Kruge etwas umgeändert vortragen müssen.“

„Alles, was Sie wollen! sagte Wilibald. Aber es sollte mich schmerzen, wenn Sie in irgend einem Fall die Freundschaft eines andern Menschen der meinigen vorziehen zu müssen glaubten. Thun Sie doch dieses nie.“

Er nickte lächelnd, drückte ihm lebhaft die Hand, und Wilibald sah seine Augen in feuchtem Glanze. „Die Freundschaft, sagte Otto mit gedämpfter Stimme, ist zuweilen die Wirkung des Moments; aber es ist nur der seltenste Fall. Möcht' es der unsrige seyn!“

Alles war schon in der Schenke versammlet, und sah Otto'n mit großen Augen an. Dieser nahm das Wort eben wie der Verwalter herein trat.

„Ich war, sagte er freundlich, gestern Abend über meine eigne Erzählung zum Tod erschrocken. Und was war's? — Mein langer Michel hat einen Spaß machen wollen, und sich in ein weißes Tuch gewickelt, um die Gesellschaft zu necken. Wie er sachte die Thür öffnet,

sieht er mich sitzen, erschrickt, und läuft geschwind fort. Aber hart an meinem Hause erwischt' ich ihn, und zog ihm die Narren-Kappe ab. Ich denke er wirds wohl künftig bleiben lassen. Fragt ihn nur selbst."

Der Verwalter sah ungläubig und albern aus. Die Bauern aber kannten Micheln schon als einen Spaßvogel, und seinen Herrn als einen strengen Mann gegen das Gesinde; also fand die Sache leicht Glauben; sie lachten, und Otto fuhr fort: „Aber ich bin Euch den Schluß meiner Geschichte noch schuldig geblieben. Wir konnten unsere Furcht nicht mäßigen, unser Schrecken brach gewaltsam aus, und wir erhoben eben ein klägliches Geheul in der Straße, als hinter uns die Kirchthüre aufsprang und ein abscheulicher Zug von Todtenlarven, die jeder Gestalt spotteten, heraus drang, und unter einer heulenden Symphonie des Abgrunds, die mir noch diesen Augenblick in den Ohren tönt, auf uns los huschte. — Aber das war die Krisis. In diesem Augenblick weckte mich mein Freund von neuem. Ich hatte wieder geträumt; mein Hauswirth trat zugleich mit dem Licht vor mein Bett, um mich zu fragen, ob ich ihn in die Frühmette begleiten wolle. Und jetzt hörten wir wirklich alle, daß es erst drei schlug."

Das Ende der Geschichte erbaute die Gesellschaft nicht, und alle hätten es ganz anders gewünscht. Der kluge Otto lenkte das Gespräch unmerklich auf andere

Gegenstände, und spielte den Faden der Unterhaltung wieder in die Hände der Bauern. Sie entfernten sich hierauf bald, und unser Freund bat Otto'n, diesen Abend mit ihm und dem Verwalter zuzubringen.

Sie aßen zusammen, und Otto's Geistergeschichte kam bald wieder zur Sprache. Sie hatte Wilibald's großen Beifall. Das Seltsamste darin war für ihn Otto's geträumte Unzertrennlichkeit von seinem Hauswirthe. „Diese war, antwortete Jener, auch mir anfänglich auffallend dabei; denn gewöhnlich erscheinen uns die Gesellschafter in Träumen nur auf Augenblicke. Allein hier lag, wie mir bald einfiel, der Umstand zum Grunde, daß ich die Kathedralkirche nie anders betreten hatte, als in der Gesellschaft dieses Mannes. Ich wünschte übrigens wohl, daß ich Ihnen die Geschichte an einem andern Ort hätte erzählen können, als im Kruge. Ich war hier genöthigt, bis zur Verzerrung darzustellen, und die Erzählung mit Schrecknissen und fremdtönenden Worten zu überfüllen."

„Und warum das?" fragte Wilibald. Auch er hatte sich durch Otto's erschütterndes Mienenspiel mehr gerührt gefunden, als durch den Text selbst.

„Ich hatte mir, sagte Otto, einmal vorgenommen, — und der letzte bedeutende Zufall muß es wider meinen Willen vortrefflich ausgeführt haben, — die Bauern anzugreifen, und aus ihrer Gemüthsruhe aufzuschrecken.

Dies ist aber, wie ich bemerkt habe, nur durch Einmischung fremder Töne, abenteuerlicher Kunstwörter, und durch eine Art romantischer Mimik möglich. Denn so sehr auch der Bauer insgeheim an der Geisterwelt hängt, und so gern er das Romantische hört, so schwer ist's doch, ihn bis zur Rührung, oder gar bis zum Entsetzen zu treiben. Bei seinem respektabeln Nervensystem muß man mit artistischen Pfählen drein schlagen, um eigentliche Rührung zu bewirken. Jene ruhige, leidenschaftliche Darstellung des Erzählenden, die einen Gebildeten in Bewegung setzt, läßt den Bauer kalt, wenn sie ihm auch angenehm ist; sie scheint ihm eine so gewöhnliche Speise wie etwas von Mehl. Um gerührt zu seyn, ist erforderlich, daß ihm vor Bewegung Arm' und Beine zittern. Er wird eine besonnene, altgriechische Darstellung, wenn ihm ihr voller Genuß verschafft werden kann, nie bewundern, sondern nur billigen und loben. Denn er lebt selbst noch in einer Art von töchterlicher Republik des alten Naiven. Sobald aber der Darstellende in die Unendlichkeit des Objektiven übergeht, sobald er diesem Zuhörer niegekannte Eigenschaften in neuen fremden Farben und Tönen vorhält, sogleich wird er bewegt, und nun erst betritt der Erstaunte das Reich des Romantischen."

„An der gründlichen Kenntniß neuer Bezeichnungen, sagte Wilibald, scheint aber dieser Klasse wenig gelegen zu seyn. Zum Beispiel, ich erinnere mich nicht, daß ein

Bauer mir je die Erklärung eines Kunstworts abverlangt hätte."

„Sein Objekt, fuhr Otto fort, wird durch die neuen Ansichten immer bereichert. Aber die Bezeichnung geht wieder verloren, und er begnügt sich mit der erlernten Vielseitigkeit."

Sie kamen auf den Zeitvertreib des Landvolks, und den Aufenthalt gebildeter Menschen auf dem Lande zu reden. „Ich bekenne, sagte Wilibald, daß der kleine nothwendige Cyklus von Beschäftigungen und Tendenzen, jenes immer wiederkehrende Einerlei der Gegenstände, und das Beschränkte in der Wahl der Unterhaltung, mich sehr bald ermüden, ja unerträglich für mich seyn würde."

„Es soll mich wundern, erwiederte Otto, wenn Sie immer so denken. Jener kurze Umlauf des Jahres enthält so viele wechselnde Perioden, daß er nur dem Verstande ermüdend und kurz scheint, der Phantasie aber interessant und unendlich wird. Die Liebe zu den Gegenständen erhält erst einzig durch die zunehmende Kenntniß von denselben ihre wahre Unerschöpflichkeit. Und wenn gleich auf dem Lande alle Acte des Lebens ein gewisses Gepräge allzugroßer Simplicität, Wahrheit und Besonnenheit tragen, so geht doch das Mannichfaltige menschlicher Verhältnisse bei näherer Betrachtung hier eben so ins Große, wie in der großen Stadt. Nur sind diese Verhältnisse anders in der Form gehalten."

Das schien unserm Freund unmöglich; ja er verstand es gar nicht. Er konnte auch nicht begreifen, wie ein Mann von Otto's Geiste so reden könne.

„Es wird Ihnen, fuhr dieser fort, jetzt auch völlig unverständlich bleiben, weil man selbst wirklich Landmann seyn muß, um es möglich und wahr zu finden, daß das Leben auf dem Lande, durch seinen Reichthum an freien, konzentrirten Abzeichen der Menschheit, für den Menschenbeobachter weit wichtiger und beachtungswürdiger werden kann und muß, als das sogenannte große Leben, welches, sobald wir ihm das äußere Gewand nehmen und nur auf seine Resultate und jene Abzeichen sehen, oft für den Beobachter völlig unnütz und inhalstlos wird, durch seine Verworrenheit und seinen Schein aber freilich immer auffallender seyn muß als jenes.“

Ueber die Unterhaltungen und Ergötzlichkeiten der Landleute erklärte sich Otto dahin: „Man kann nichts davon sagen, als daß sie bisher meistens als Zwischenräume der Ruhe von körperlichen Arbeiten anzusehen waren. Deswegen haben sie fast alle einen gewissen Anstrich von Trägheit, und bestehen gewöhnlich, während jenes Ausruhens, nur in spaßhaften Gesprächen, Erzählungen, und beim jungen Volk in nachlässigem verliebten Geplauder. Sobald aber die körperlichen Kräfte wieder hergestellt und gestärkt sind, verlangen die Naturen Anstrengung. Ist nun die Feier noch nicht zu Ende, so läuft der Landmann in Feld und

Wald; er muß verliebte Abenteuer bestehen; er muß tanzen. Und fehlt alles das, so fångt er an zu gåhnen, und sehnt sich nach dem Werkeltag; oder er sucht Gelegenheit zu ringen, sich zu schlagen; — kurz er verlangt wieder Anspannung. Mehrere Festtage hinter einander, die überhaupt ihm in seiner jetzigen Verfassung entbehrlicher sind, als allen übrigen Stånden, machen ihn daher unmuthig, sobald sie nicht mit Tanzen, oder andern Zerstreuungen dieser Art verbunden sind. Ich weiß, daß junge Bauernbursche fünf und mehrere Tage, ja Nåchte lang fast ununterbrochen getanzt haben, weil — sie eben so lange zu feiern hatten. Der Staat sollte freilich Anstalten treffen, um diese Zwischenråume, in welchen das Landvolk so vieles entbehrt, zweckmåßig auszufüllen. Aber das müßte gar nicht durch Abschaffung der Festtage geschehen. Bisher hat man nur das Wenige, was Unterhaltung gab, durch Verbote noch eingeschrånkt; den Müssiggang hat man wohl erlaubt, aber kein Vergnügen eingerichtet, keine Erholung angeordnet. Man sollte dem Bauer alle seine geraubten Feste zurückgeben, und noch mehr dazu. Zugleich müßte aber für diese ein gewisses, nicht eben pådagogisches oder bloß religiöses, sondern ein bestimmtes åsthetisches Ziel aufgestellt werden; und mit welchem Entzücken würde bald jene zahllose Menge ins heilige Land der Bildung einziehen!"

Diesen letzten Aeußerungen konnte Wilibald seinen Beifall nicht versagen. Ueber das Landleben hingegen behielt er sich vor, seinen Freund zu widerlegen, wann er erst mit sich selbst mehr darüber einig seyn werde.

Otto schien heute guter Laune zu seyn. Er war gegen den Verwalter fast verbindlich, und ihm zu gefallen verging der übrige Theil des Abends unter bloß ökonomischen Gesprächen, wobei auch Kronach Gelegenheit hatte, viel zu lernen. Als sie auf Fischerei zu reden kamen, erklärte Otto dem Verwalter: da er selbst bisher von dem großem See viel mehr Vergnügen genossen habe, als die Gutsherrschaft, so wolle er ihn dagegen mit einigen Fischerkunststücken beschenken, die, wenn sie ächt wären, diesem Wasser vielleicht beträchtlicheren Werth geben könnten. Erst vor einigen Tagen habe er sie von einem Freund aus einer Seestadt erhalten.

Adams und sein Herr waren hierüber sehr erfreut. Da eins von diesen Kunststücken die Fischerei unter dem Eise lehrte, so ward es am folgenden Morgen sogleich ausgeführt. Während die beiden Alten ihre Vorbereitungen zur Fischerei einrichteten, befuhr Wilibald den See mit Schlittschuhen. Er erstaunte über die Größe dieses Wassers, welches noch dazu sehr fischreich seyn sollte, und glitt, vergnügt über sein schönes glänzendes Eigenthum, auf der reinen Spiegelfläche dahin.

Die Fischerei dauerte nur eine Stunde, und brachte wirklich fünf Karpfen von ungewöhnlicher Größe ein; gerade so viel als Adams mit Reuſ' und Angel seit zwei Jahren in seine Gewalt bekommen hatte. Dieser war entzückt über den ansehnlichen Fang. „Es ist, sagte er, mein liebstes Vieh, und ich kann es D. Luthern, wenn ihm gleich unsere deutsche Viehzucht so viele neue Gräsereien verdankt, doch noch nicht verzeihen, daß er durch seine Reformation ein solcher Verderber des Fischwesens geworden ist, und ihr so viele herrliche Teiche und Weiher aufgeopfert hat." Unser Freund schenkte ihm zwei Fische für seine Küche. Die übrigen wurden sogleich nach der Stadt abgeschickt; Wilibald selbst ritt gegen Abend dahin zurück.

„Und wenn ich nun auch so lebte wie dieses Völkchen?" dachte der Heimkehrende, wie er sich noch einmal nach dem Dörfchen umsah, und die kleinen Rauchnester sinnig überblickte. Mit dem ewigen Einerlei konnte er sich noch nicht versöhnen; er wendete daher den Blick nach der Stadt und seinen neuen Freunden. Aber es fiel ihm doch alles wieder ein, was Otto gestern über das Landleben und die Bauern gesagt hatte, und er glaubte, ohne selbst zu wissen warum, heute mehr Sinn darin zu finden. Dabei drang sich ihm der Gedanke auf, er habe wohl auf seinen Reisen viel todte Natur und Kunst studirt; nur sey ihm, wie so manchem andern

Reisenden, der Mensch fremd geblieben; gerade ihm habe er sein Studium am wenigsten geweiht; im Leben sey er ein Neuling.

Beim Rückblick auf Otto verfiel er in tiefes Nachdenken. Es that ihm leid, sich von diesem zu trennen. Ob aber die edle Gestalt des Mannes, ob sein männlicher Ernst, sein ruhiger, gebildeter Geist, oder ob der romantische Flimmer, worin er ihm erschienen war, ihn anzog, wußte er nicht. „Vielleicht ists nur sein Unglück, dacht' er, was ihn mir interessant macht?“ Es reute ihn jetzt, daß er sich nicht nach seinen Familienverhältnissen erkundigt hatte; doch, er hoffte ja ihn bald wieder zu sehen.

Gleich bei seiner Ankunft in der Stadt konnte Wilibald seinem Vater und Bruder mit wenig Mühe über den Werth Hainbergs ein kurzes und richtiges Urtheil vorlegen, welches sehr erfreulich ausfiel. „Laßt uns froh seyn, sagte der Alte, daß die Sache sich wirklich so verhält! Aber hast du auch den Nachbar Otto gesehen? Das ist ein sonderbarer Mensch. Ich möchte ihn beinah für einen eigentlichen Abenteurer halten.“

Wilibald schwieg einen Augenblick betroffen, und erzählte dann nur, was er ihm in Ansehung der Kenntniß von Hainberg zu danken habe. „Gut bin ich ihm selbst, meinte der Vater: und wer mit ihm streiten will, der muß sich recht zusammen nehmen! Er mag wohl viel

in der Welt erlebt haben. Was auch der Verwalter sagen mag, so ist es doch mein Vorsatz, mit diesem Manne vor der Hand gute Nachbarschaft zu halten."

So eben kam die Gesellschaft an. Salen's, der Kapellmeister und Pinius waren von der Mutter zu Wilibalds Karpfen, als der ersten Nutzung von Hainberg, eingeladen worden. Wilibald fand seine künftige Schwägerin heute bezaubernd, und ungleich heiterer als sie ihm das erste Mal erschienen war. Sie küßt' und lobte ihn wegen seiner gemeinnützigen Fischerkünste. Bei Tische wollte sie seine Nachbarin seyn, und unterhielt ihn auf das lebhafteste. Er mußte ihr von Hainberg erzählen, und versprechen, sie im Frühling sogleich zu der schönen Nichte auf seinem Rittersitze zu fahren.

„O, es ist wohl recht herrlich auf dem Lande! sagte sie. Man ist sich seines Lebens viel deutlicher bewußt als in der Stadt."

„Ein Satz, der sehr richtig gestellt ist! sagte Pinius. Der Landmann behält unter allen Ständen, und bei aller seiner mühseligen Arbeit, doch immer die richtigste, reinste und lebendigste Ansicht und das klarste Bewußtseyn vom Leben. Der Gelehrte zum Beispiel weiß nur selten, daß er lebt. Er ist oft gleichsam genöthigt, sich selbst zusammen zu raffen und zu befragen: Lebe ich? Und wie ists, wenn man lebt? —"

Unser Freund fühlte sich von dem aufgestellten Satz überrascht. Diese Menschen schienen ja zu Otto's Partei zu gehören! Er meinte darauf, daß das Wohnen auf dem Lande im Winter doch ohne Frage höchst traurig seyn müsse.

„Warum? sagte Mariane. So unfreundlich auch der Winter ist, so kurz macht ihn uns doch die Einbildungskraft. Bis in den November gibts immer noch so viele Arbeiten auf dem Lande, daß wir diesen Monat noch zum Herbste zu rechnen sehr geneigt sind. Nun fangen wir erst an, uns vor dem Winter im Ernste zu fürchten, und die zunehmende Kürze der Tage macht, daß wir immer glauben, nun werde es angehen, nun komme bald das Schlimmste. So erscheint unvermerkt das Weihnachtsfest; und der eigentliche Winter existirt für mich wirklich nur in den wenigen Tagen zwischen Weihnachten und dem neuen Jahre. Aber, ich bitte Sie, wie oft hören wir nicht schon am Neujahrstage sagen: Gottlob, man kann es doch schon ein Bißchen merken, wie die Tage zunehmen! O, gewiß, mein Freund, mit dem neuen Jahre schimmert auch die neue Hoffnung wieder. Lassen Sie am zweiten Januar einen Schnee wegschmelzen, so heißt es gleich: Seht ihr, es ist wieder Hoffnung da! Man lacht kindlich über sich selbst, und spricht dann schon zu jedem grünen Gräschen: Wirst du noch sterben? Nein, nun kannst du noch erhalten werden; es ist dann doch schon

Januar; man hat ja schon erlebt, daß der Frühling zuweilen bald kommt! Im Hornung — da hat bekanntlich schon alles gute Wege. Stürmt es auch noch zehnmal ärger als bisher, so denkt doch jeder Christ: Es kann nicht lange mehr dauern, die Sonne ist, nach dem gemeinen Glauben, schon gar sehr viel näher gerückt; — und, wie die Tage wieder zugenommen haben! — Nun erscheint auch jene Zeit, worin der Landmann sagt: „Die Wärme kommt schon von unten herauf." Und je zarter noch die Keime des Frühlings sind, je zarter und bescheidner sind auch unsere Hoffnungen. Stürme und Kälte vermindern hierbei unsere gute Meinung gar nicht; im Gegentheil sehen wir es mit einer Art von schadenfrohem Vergnügen an, wenn das Uebrige vom Winter in Tropfen, Flokken und Zacken vollends herunter muß. Und über all den Täuschungen und immer neuen Erwartungen —"

„Bricht endlich, rief der entzückte Wilibald, der schöne Freund, mein Frühling, wirklich herein. Er überrascht die Erde und ihre Bewohner auch dann immer noch, wie der Bräutigam die lang getäuschte wartende Braut noch roth macht, wann er endlich auf einmal über den Hügel herauf steuert."

„Das hat uns Mariane meisterhaft geschildert!" sagte August, und sein Bruder bekräftigte es von Herzen. Pinius und Franz wünschten doch ihrer Darstellung mehr Wärme.

„Das wäre, antwortete Wilibald, vom Winter wohl zu viel verlangt. Ich finde alles sehr gut gehalten; allenfalls über das Christfest hätten Sie mehr sagen sollen."

Sie wollte, daß er selbst dies noch nachhole, und er fuhr fort: „Das Christfest schimmert, wie ein freundlicher Stern, mitten aus der Tiefe des Winters hervor. Dieses Fest hat wohl für jeden Menschen, für den Greis wie für das Kind, für den größten Staatsmann und Gelehrten wie für den Tagelöhner, etwas erfreuliches, etwas helles, glänzendes — etwas durchaus freundliches. Glücklicher Weise liegt es eben auch mitten in dem Scheidepunkt, wo die Verzweiflung endet, und die junge Hoffnung wieder beginnt."

„Wenigstens hat das Neujahr, sagte Franz, für mich viel mehr Gemeines, als das Christfest; und der Himmel weiß, worin das liegen mag. Vielleicht, weil nicht alle Menschen das Christfest haben."

Der Maler meinte, alles dies würde beweisen, daß der Mensch wirklich ein gutmüthiges Thier sey, welches gern hoffe, spiele und sich von jeder Situation das Unangenehme wegzudenken aufgelegt sey, — wenn nämlich ihre jetzt geäußerten Gedanken auch für allgemein, und jedem Menschen eigen, anzunehmen wären.

„Ganz gewiß! rief Minelli. Wer könnte besonders das heilige Christfest nicht lieben!" Er sammelte die Stimmen bei den Alten, und das Resultat fiel dahin aus,

daß man Marianens Gesinnungen über den Winter beistimmte, auch dem Christfest allerdings den meisten sinnlichen und religiösen Schimmer unter allen Festen des Jahres zusprach, übrigens aber (wie vorauszusehen war) die ganze Entwickelung dieser Sache für Spielerei hielt. Nur der Finanzrath schien sich selbst in der Sache wieder zu finden, und sagte mit einer gewissen angenommenen Strenge zu den Brüdern: „Nun, Ihr Jungen, seyd nur morgen hübsch artig!"

August und Wilibald sahen sich an. Es war morgen der heilige Christabend; das Land der Jugend lag mit allen seinen Blumen und Fruchtschnüren vor ihnen, und ihre Augen erglänzten, dem Schimmer gegenüber, welchen die rückblickende Freundlichkeit des Alters liebevoll auf jene Herrlichkeiten warf. August sprang begeistert auf, um seinem Vater die Hand zu küssen.

„Mich hat das Schicksal schon im zehnten Jahr aus meinem Vaterlande gestoßen! sagte der Kapellmeister mit wehmüthigem Lächeln. Ach, ich kannte keine Eltern, und mein Vaterland war — ein elendes italienisches Kloster!"

Es war keine Seele in der Gesellschaft, die der klagende Ton, in welchem Minelli dies sagte, nicht gerührt hätte. Mariane wandte sich still weg, und Wilibald machte eine lebhafte schmerzliche Bewegung nach dem Verwaisten; er war von dem Augenblick an sein Freund. Man wurde

noch einig, es sollte morgen Abend bei Salens Souper seyn, und Marianens Mutter wollte bescheeren.

Des folgenden Tags hörte man kein Wort vom heiligen Christ sprechen. Die Brüder saßen tief in der Meinung des Werkeltags, und arbeiteten fest. Wie die Abenddämmerung anbrach, und hie und da in den Straßen schon hoffnungsreiche Kinderstimmen melodisch ertönten, und die geheimen Proben der Christbaumbeleuchtungen, nebst den Vorübungen der Musikanten zur mitternächtlichen Thurmmusik, die Annäherung der ewig heiligen Nacht verkündigten, da kam August in Wilibalds Zimmer, in jedem Gesichtszuge freudige Wuth. „Du! zischelte er, der Vater ist mir eben mit der Mutter auf der Treppe begegnet, und hat, indem er mich verdrießlich ansah, Etwas bei Seite gesteckt. Ums Himmels willen, was wird das seyn! Wirf alles weg — es ist Feierabend!"

Der Finanzrath war ein ernsthafter Mann, der den Scherz liebte. Er hing dabei mit einer gewissen Feierlichkeit an den guten alten spielenden Sitten und Gebräuchen. Alle Jahre mußte bei ihm wenigstens Etwas bescheert, dabei aber alle Pracht vermieden werden, wenn er guter Laune bleiben sollte. Selbst das Geheimnißvolle bei der Sache, jenes übellaunige Dunkel, aus welchem sich dann auf einmal der Glanz der Heiligenchristoperation entwikkelt, behielt er bei, weil es, so lang er wußte, ihm angenehme Empfindungen erregt hatte. August war, wie

wir schon erwähnt haben, eine ausgelassen lustige Seele, sobald er einmal den Arbeitstisch verschloß, und setzte einen großen Werth auf Familienfreuden. Auch unser Held, der ihn liebte, und sich so gern hinreißen ließ, stimmte gar bald mit in seinen Jubel ein. Sie wurden Kinder.

„Bald ists nun vorbei, sagte August. Denn wann ich erst selbst Kinder habe, muß doch der Spaß ein Ende nehmen."

„Eigentlich, erinnerte sein Bruder, sind wir freilich schon jetzt etwas alt dazu —"

„Sprich doch das nicht! rief jener ärgerlich. Warum scheuen wir uns wahr gegen uns selbst zu seyn? Die Fortsetzung jener Jugendseligkeiten macht uns glücklich; warum wollen wir uns aber das nicht gestehen? Macht etwa das längere Leben es uns zur Pflicht, düster zu werden, die Kinderfreuden zu verachten oder lächerlich zu finden, wenn nun die glücklichen Verhältnisse sie uns doch noch lächelnd darbieten? Ich wüßte keinen Grund dafür! Im Gegentheil möcht' ich den schönen Ausspruch hier anwenden: Wenn ihr euch nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Reich Gottes kommen. Oder, liegt der Grund, warum man diese Freuden gering schätzen zu müssen glaubt, etwa im Geiste des Zeitalters? — Es ist wahr, Gefühl und unschuldiges Spiel werden, dünkt mich, immer seltener, seitdem die

empfindsame Epoche vorüber ist; Spottwitz ist an ihre Stelle getreten —"

„Oder vielmehr, fiel Wilibald ein, der Mensch besitzt zwar zuweilen noch Naivetät und Gefühl, Jedermann schämt sich aber, dieses im Gesellschaftlichen zu zeigen, weil man sich eben gewöhnlich dem höhnischen Modewitz zur Schau blos stellt. Man hält es überhaupt seit einiger Zeit selten mehr der Mühe werth, sich über die Grenzlinie zwischen Empfindsamkeit und Empfindelei öffentlich und gründlich zu erklären, und ich glaube selbst, daß der Witz hieran einige Schuld hat. Man verzeiht es fast nur einzig noch dem Humor, wann er zuweilen die Empfindsamkeit in ihre alten heiligen Rechte wieder einsetzt."

„O, sagte August, wenn unsere Epoche diesen unseligen Indifferentismus mitgebracht hat, so wünscht' ich sie weit weg!"

„Du bist ein guter Junge! endigte Wilibald, und ging Arm in Arm mit ihm in die Wohnstube, wo sie sich allerlei Geschichten aus ihrer Jugend erzählten und darüber stritten, wer die losesten Streiche getrieben habe. „Auf alle Fälle, sagte zuletzt Wilibald, warst du als Kind der Schlimmste unter uns beiden. Das Schadenfroheste, dessen ich mich von mir selbst erinnere, bestand doch nur darin, daß ich thönerne Laubthaler, recht zart eingewickelt, unter das Fenster legte, und dann hinter

diesem acht gab, wie der Ehrliche das Papierchen sogleich öffnete, der Schelm aber den Fund erst eine ganze Strecke wegtrug, um ihn im Winkel zu untersuchen. Aber du, was hast du nicht alles gethan! Den dummen Karl beredetest du immer, sich im Garten auf die schönen kleinen Hügelchen zu setzen, wo ihm dann die Ameisen — die kleinen gelben — eine wahre Hölle in die Beinkleider brachten. Und weißt du noch, wie du den ungeheuern Fleischerhund so lange übtest, große Stücken Brod vor dem Fenster zu fangen, bis er endlich einmal einen halben scharfkantigen Backstein fing, der ihm alle Zähne einschlug?"

„O, lachte August, der Spaß reut mich denn doch nicht. Ich höre das Ungeheuer noch jetzt brüllen. Aber gesehen habe ich nie wieder etwas von ihm."

„Ja, ja, sagte Wilibald, Plan zur Intrigue und Anlage zum Sachwalter hattest du schon damals. Aber solche Sünden setzten uns dann auch, je näher die Weihnachtszeit kam, jemehr in Angst."

Die Mutter kam jetzt aus dem Nebenzimmer, als eine Vertraute des heiligen Christ, und sagte leise drohend: „Dahinein dürft Ihr nicht. Hier wartet, bis Euch der Vater ruft." Der Kabinetsrath fiel entzückt vor ihr auf die Knie, und Wilibald und die Mutter konnten vor Lachen über ihn nicht zu Athem kommen.

„Aber, fing Wilibald wieder an, als die Mutter fort war, es ist doch gewiß wahr, daß all die Aepfel, Pfefferkuchen und Nüsse, welche der heilige Christ bescheert, wirklich ganz anders schmecken, als die ungeweihten.“

„Und hauptsächlich, sagte August, der große Christweck, mit Mandeln und Rosinen! o, den erreicht an Köstlichkeit kein Weck unterm Himmel!“

„Selbst der gemischte Geruch, fuhr Wilibald fort, der uns, bei Eröffnung der Christstube, von den Wachskerzchen, dem Obst und frischgebacknem Mehlwerk immer entgegen kam, verdiente den Namen eines festlichen Geruchs.“

Die Thür knarrte, und Mariane trat im Dunkeln herein. Die Mutter hatte sie auch dazu bitten lassen, um August recht froh zu sehen. Er drückte sie ans Herz, die Brüder ermahnten sie, stille zu seyn und weihten sie lispelnd zu ihrer Feier. Sie war sehr glücklich, und half auch erzählen. So oft man im Nebenzimmer gehen und flüstern hörte, fielen die Kinder einander in die Arme und küßten sich vor Wonne und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Aber August schlich einmal an ein Ritzchen in der Thüre, und Mariane hing während dessen noch mit einer Gewalt an Wilibalds Lippen, wovon er selbst erglühte. Bald fühlte er eine brennende Thräne auf seiner Wange, und erschrack.

„Ach die vielen Lichter da drinn!“ keuchte der Kabinetsrath, und sprang auf den Zehen wieder zu ihnen. Mariane wandte sich schnell von Wilibalden zu ihm hin; sie umschloß ihn heftig, und er wiegte sie an seiner Brust. „Du edle Seele, rief sie nach einer Pause, vergib mir, daß mein Gefühl mich wieder weich macht!“

„Nicht so, Beste! sagte August unter Küssen. Sieh doch, wie wir so kindlich und froh sind!“ Sie that bald heiterer, nöthigte auch Wilibalden wieder zu sich, und alles war gut.

Jetzt endlich ging die Thür auf, und eine Masse von abenteuerlichem Glanz strömte heraus. „Kommt, Ihr Kinder, sagte der Vater trocken, der heilige Christ hat bescheert.“ Auf der Schwelle blieb August, als der Aelteste, stehen; die andern beiden guckten, Hand in Hand, neben ihm hinein. Drei kleine Bäume, mit Wachskerzchen und versilberten Früchten, standen auf einem langen Tische. Bei jedem Baum lag der gebackne Name des Kindes und die dazu gehörige Bescheerung, die diesmal, Marianens wegen, übermäßig reich ausgefallen war. Die Pfefferkuchen, das Obst, und der treffliche Weck waren nicht vergessen.

Nun untersuchte Jeder, und Jeder wollte sich im Danke gegen die Eltern gern auszeichnen. „Der Himmel laß' uns noch einige Zeit so zusammen spielen! sagte der Vater. Ihr guten Kinder, Euer Spaß macht mir große

Freude." Die Mutter konnte sich an ihren drei Kindern nicht satt küssen.

„Vor allen Dingen will ich meinen guten Namen essen," sagte August, und biß drein. Als der verzehrt war, schnitt er auch seinen Weck an. „Denn, sagte er, die dritten Feiertage sind abgeschafft, und da hoff' ich doch auszureichen, wenn ich schon den Heiligenabend anfange zu schlemmen." Er aß ihn in kurzem bis zur Hälfte auf.

„Du warst doch immer der Vielfraß! sagte unser Held lachend. Komm, wir wollen auch jeder einen Pfefferkuchen schlachten."

„Ja, schlachten, da hast du recht, das war unser altes, ächtes Wort: schlachten!" Jeder brach, und mußte mit dem andern um seine zwei Hälften, zwischen Messerrücken oder Schneide, loosen. Der Kabinetsrath wußte sich im Besitz seiner Reichthümer so wenig zu mäßigen, daß endlich die Mutter sagte: „Ihr werdet Euch krank essen. Du kannst das nicht mehr vertragen, lieber August."

„O doch, Mutterchen! rief er, und stopfte noch einmal beide Backen voll. So, nun heben Sie alles auf, damit Wilibald nicht darüber gerathen kann!"

„Nun, Gott gesegne dirs! — Morgen liegt er auf der Nase," sagte der Finanzrath drohend, und ging, um den Schlüssel seines Komptoirs zu sich zu nehmen.

Man fuhr zu Salen's. Franz, Minelli und der Maler füllten schon die Zimmer mit ihrem Freudengeschrei, und wurden von den Ankommenden nun sogleich durch verschiedne mitgebrachte Consumtibilien unterrichtet, was das heiße: der heilige Christ hat bescheert! Der Geheimerath empfing die Gesellschaft und führte sie sogleich in das fertige Christzimmer. Die Frau von Salen hatte dieses prächtig beleuchtet und jedem Anwesenden einen Baum geputzt, und eine kleine Ueberraschung vorbereitet. Die ganze Anstalt war witzig; sie ging aber mehr auf modernen Scherz, als auf alte Reminiscenzen. Es wurde viel gelacht, und der Finanzrath war diesen Abend besonders lustig.

„Das Beste haben wir freilich schon zu Hause genossen! sagte August heimlich zu Wilibalden und Marianen. Hier ists doch wohl zu voll.“ Marianen war's lieb, daß Minelli nicht mit bei Kronach's gewesen war. Sie glaubte, daß jene Familienlust ihn zu sehr würde ergriffen haben.

Während die Gesellschaft sich der froheſten Laune überließ, bemerkte Wilibald einigemal, daß die Blicke seiner künftigen Schwester starr auf ihn gerichtet waren. Auch veränderte sie oft die Farbe, und er fühlte ein Zittern in ihrer Hand, als er sie ins Fenster zog. „Was ist Ihnen, Mariane!“ fragte er mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit.

„O Gott!“ schluchzte sie, und eine Fluth von Thränen stürzte aus ihren Augen. Der Zufall verbarg dies der Gesellschaft; Niemand hatte es bemerkt, als Franz.

„Sie hat einen geheimen Kummer,“ dachte Wilibald, und nahm sich vor, sie um ihr Vertrauen zu bitten. Er sah jetzt, daß sie zu Augusten ging, und daß beide, nebst den zwei Müttern, sich bald von der übrigen Gesellschaft absonderten. Als sie sich nach einiger Zeit wieder trennten, that Mariane viel munterer als vorher. Zu Hause sagte ihm die Mutter noch, sie habe, kurz vorm Weggehen aus dem Salenschen Hause, mit seinem Bruder August Marianen sehr angelegen, den Tag ihrer Vermählung zu bestimmen. Diese habe aber denselben erst im Spätherbst angesetzt, und sey durch keine Bitten und Vorstellungen von diesem Eigensinn abzubringen gewesen, so, daß sie ihr endlich alles hätten zugestehen müssen.

„Das ist sehr sonderbar,“ sagte Wilibald, und beschloß fest, mit Marianen zu reden. Auch dachte er auf seinem Zimmer weiter hierüber nach, und untersuchte bei dieser Gelegenheit seine eignen Gefühle gegen Marianen. Er fand in seiner Brust die lauterste Freundschaft, und den wärmsten Willen, ihr und Augusts Glück zu befördern. „Sollte sie unglücklich seyn?“ dachte unser Freund, als er sich weiter in seiner Untersuchung verlor und trauriger wurde. „Sollte vielleicht irgend ein anderer Gegenstand ihr Herz fesseln — sollte gar mein eignes unglückliches Bild die Gestalt

seyn, die auf dem Wasser dieser köstlichen Thränen schwimmt?" Er beruhigte sich indessen doch bald hierüber, da er erwog, wie gar neu diese Bekanntschaft sey, und daß sein Bruder, wenn er dessen Eigenschaften mit den seinigen unparteiisch zusammenstelle, ihm keinesweges nachstehen könne und überdies Marianen so unendlich zu lieben scheine.

„Was willst du mit deinem Aufschieben eigentlich sagen?" fragte der Assessor am folgenden Morgen seine Schwester verdrießlich. „Und was sollte das Weinen gestern Abends?" Sie erröthete. „Laßt mich doch! antwortete sie endlich mit flehendem Blick. Es ist ja der letzte Sommer meiner Freiheit."

Franz war, wie schon bemerkt worden ist, bis zur Heftigkeit lebhaft. „Ich will dir sagen, fuhr er heraus, wie das ist. Dein Bräutigam hat durch seines Bruders Erscheinung in deinen Augen zu viel verloren; du schlügst gern einen Umtausch vor, wenn nicht dies als ein gewisses Schweben zwischen zwei Brüdern erscheinen müßte, wodurch in den Augen der Welt alle Delikatesse, aller Geschmack und Ton vor den Kopf gestoßen würde; wenn es nicht einen Grad von Flatterhaftigkeit offenbarte, dessen nur ein Weib fähig ist, die von Woche zu Woche immer in das schönste Gesicht verliebt seyn muß."

„Franz, Franz! Womit hab' ich diese Begegnung verdient!" rief sie, und zerfloß in Thränen.

„Hast du sonst Kummer, liebe Schwester?" sagte der Assessor erschrocken, und ergriff ihre Hand. Aber, es war zu spät; seine Unbescheidenheit hatte schon den Verlust ihres Zutrauens nach sich gezogen.

„Sey gut! sagte er. Ich will kein Wort mehr gegen diese Sache reden; ich war nur in Sorgen für deinen August und Dich." Das schien sie zu beruhigen. Sie gab ihm die Hand, und er ging. „Ich hätte bedenken sollen, dacht' er jetzt und schlug sich vor die Stirn, daß ein Weib die gewaltsame Enthüllung ihrer theuersten Geheimnisse dann am wenigsten verzeiht, wenn ihre Schuld damit in Verknüpfung steht."

Diesen Morgen hielt man musikalische Probe bei Minelli; denn am Abend wollten unsere Freunde das erste Liebhaberkonzert beim Grafen Sima geben, weshalb auch das gewöhnliche große Konzert für heute ausgesetzt werden dürfte. Franz nahm in der Probe sogleich unsern Helden bei Seite. „Sprich doch mit Marianen über ihre Verbindung. Es liegt ihr etwas schwer auf dem Herzen, und ich besitze ihr Zutrauen nicht ganz."

Wilibald antwortete, er habe, nach seiner eignen gestrigen Bemerkung, die er ihm mittheilte, sich dies schon vorgenommen. Er that es gleich des nämlichen Vormittags. Sie empfing ihn so froh und heiter, wie er sie noch nie gesehen hatte. „Ergebt Euch doch," schäkerte sie, und ließ ihn nicht zum Worte kommen; „ergebt Euch

doch meinem Eigensinne, der dem Eurigen zum letzten Mal die Spitze bietet. Frühling und Sommer gehören noch mein. Da soll man noch von mir hören; da will ich mich noch recht austoben. Und Sie — Sie toben mit! Ich weihe Sie jetzt zum Gefährten meines Restchens Jugend; zum letzten Genossen meiner sterbenden Kindheit. Sie sind von nun an mein Freund und Vertrauter. Suchen Sie sich dieses Vertrauens werth zu machen. Wer weiß, wie bald der Herbst anbricht!"

Sie umarmte ihn mit der launigsten Schwärmerei, und er mußte ihr unverbrüchliche Treue schwören, besonders auch, daß er sich nie wieder mit den Andern in ein Bündniß gegen sie einlassen, keiner Stimme als der ihrigen folgen wolle. „Ich muß, sagte die Arme, in diesen neun Monaten meine ganze Jugend noch einmal durchleben. Zu Augenblicken conzentrirt, sollen mir Jahre der Freiheit und des kindlichen Lebens verrinnen, und erst der Tod — der Tod dieser Blütenzeit, soll mich dann ins ernstere Leben einführen."

Ihre Augen waren naß, und hingen matt über seiner Gestalt. Da sah es nun Wilibald selbst: sie war eine Schwärmerin, die schwache Nerven hatte und durch ein einfaches, planes Leben geheilt werden mußte. Er sagte ihr das zutraulich, und sie gab ihm von Herzen recht August war ein Mann für sie; davon waren sie beide überzeugt. Von diesem Augenblick an hatte sie Wilibalds

ganzes Wesen in ihrer Gewalt. Er that blindlings alles was sie ihm befahl, und seine Freundschaft kannte keine Schranken. Sie waren beide, wie man sagt, Ein Herz und Eine Seele.

Bei dem Minister war heute Gala und groß Diner angesagt. Mariane wollte sich entschuldigen lassen. „Ich mag, sagte sie zu Wilibalden, in keine Gesellschaft mehr, von welcher ich vielleicht nun bald ausgeschlossen werde. Erst Abends gehe ich hin, wann die gemischte Gesellschaft sich zu Eurem Konzert versammlet.“

Das Konzert wurde dann des Abends feierlich eröffnet. Im prächtigen Saale der Ministerin, welcher nicht der gewöhnliche Konzertsaal war, hatten die vollesten Töne Raum. Die ganze Kapelle war gegenwärtig, wiewohl nur wenige davon an der Aufführung selbst Theil nahmen. Der neue Kapellmeister, Minelli, wollte sich heute zum erstenmal in dieser Stadt hören lassen. Unser Held stand während der Symphonie entzückt an seiner Seite, und fühlte sich heimlich geehrt, von diesem Wesen dirigirt zu werden, dessen Geige heute keine Töne — nein, ganze rollende Ströme von Harmonie entflossen. Die Blicke der Gräfin schienen eine lebhafte Theilnahme auszudrücken. Allein, sie durfte keinen ihrer Freunde bemerken; die Gesellschaft war zahlreich, steif und glänzend.

Still setzte sich der Kapellmeister hinter sein Violoncell. Die Musik war, wie man wußte, sein eignes Werk.

Wilibald durfte das Akkompagnement dirigiren. Alles war aufs Höchste gespannt, weil Minelli noch so gut als unbekannt war, und sogar auf dem Punkte stand, verkannt zu werden, da er es bisher noch nicht der Mühe werth gefunden hatte, öffentlich zu spielen. Das Tutti des Konzerts flog stürmisch zum Schluß, und er fing jetzt mit jener schneidenden, fremdartigen Bebung an, welche (ohne sich der entschiedenen Tenorstimme des Fagots zu nähern) diesem Instrument so besonders eigen ist, und deren imponirende Töne hier aus einer ganz andern Region zu kommen schienen, als aus der Summe aller eben jetzt gehörten Instrumente. Niemand athmete mehr. — Der erste Absatz opferte der Kunst und dem Talente des Künstlers; ein zweiter war der Melodie geweiht, und der letzte gehörte in die noch unbezeichnete Klasse jener melodischen Disharmonieen, die das Herz zur Trostlosigkeit hinabziehen, um ihm dann, wie die unglückliche Liebe, zuweilen ein tragisches Lächeln abzuzwingen. „Es ist keine von meinen guten Arbeiten; hatte er vorher zu Wilibalden gesagt, aber ich zeige mich gern damit als Künstler, weil die Welt das Scharfe liebt.“

Seine Absicht wurde vollkommen erreicht. Die letzte Abtheilung griff sichtbar an. Jemehr sie alles Lebensglück verhöhnte, desto gebietender wurde doch ihre Kraft, desto unterirdischer tönte ihr Ruf. Man konnte es dem Künstler nicht verzeihen, daß er so affektlos dasaß, wäh-

rend alle Geister im großen Zuge des Unglücks stöhnten, und doch mit fortgerissen wurden in die Nächte des Schicksals. Hier preßte die Kunst aus manchem Auge die ersten namenlosen Thränen. Und wie er nun schied, hörte man kein Bravo, keine Hand hatte Stärke um zu klatschen. Viele wendeten sich nur wehmüthig von ihm, und bewegten unwillkührlich die Hand gegen das Orchester, als wollten sie den Unbarmherzigen gehen heißen. Mariane war bleich geworden, wie eine Leiche.

Sie machten eine kleine Pause. „Das ist ein fürchterlicher Mensch! sagte der Minister lächelnd zu einem erstaunten Präsidenten. Und doch hab' ich ihn an einem andern Orte schon zweimal gehört." Natürlich mußte Minellis Lob zugleich der Weihrauch werden, welchen man dem Geschmack des Grafen, der ihn hier angestellt hatte, von Herzen streute. Die Gräfin ging jetzt mit andern zu ihm. „Minelli!" sagte sie leise, und mit Schmerz. Er sah sie still an, und bückte sich tief; aber er schien das Reden mit Mühe zu unterdrücken — und sogleich fragte sie, ob er mit dem Saale zufrieden sey, und ging leicht vorüber.

Ein dumpfes Murmeln hatte nun den Saal gefüllt. Die zurückgehaltenen Urtheile und Gefühle brachen hervor, und der Kapellmeister erschien Jedem, besonders aber seinen Untergebenen, in einer Art von Heiligenschein. Er hatte die Herzen der Letztern heute auf einmal mit Sturm

gewonnen, und heute hielt auch die heilige Cäcilia ihren Einzug wieder in die Vaterstadt unseres Helden.

Die Gräfin kam bald mit Marianen zu Minelli zurück. „Wann hören wir denn etwas von diesem unwissenden Menschen?“ sagte sie, und wies auf Wilibalden, welcher eben den Bogen hob, um Stille zu gebieten. Minelli zeigte ihr das, und Wilibald bückte sich lächelnd, und trat mit der Geige vor.

Es war Minelli's Meisterstück; ein einzelnes Adagio, das nothwendig auf diese zerrüttenden Töne folgen zu müssen schien, von welchen noch jede Brust krank war. Die reine, kunstlose, volle Melodie nahm für den Dichter ein, und hob zugleich den Künstler mit. Wilibald lebte schön und heilig, wie ein Gott, in dieser süßen Melodie. Froh und heiter schien es Einer dem Andern zuzuwinken, wie gefällig der schöne Mann spiele! Selbst Minelli mußte bei dem naiven Schluß ihn anlächeln. Ein allgemeines Bravo ertönte, und man hätte ihm noch Stundenlang mit demselben Wohlbefinden zugehört. „Sagt' ichs nicht, flüsterte der Kapellmeister ihm zu, daß man mich verabscheuen, und dich lieben würde?“

Sie gaben heute blos Instrumentalmusik, weil der Kapellmeister nur zeigen wollte, was er mit wenigen Leuten in dieser zu leisten vermöge. Wie die Musiker am Ende bis auf unsere vier Freunde weg waren, sagte die Gräfin: „Es ist ein Glück für Sie, Minelli, daß Sie

Kronachs Adagio selbst gemacht haben: denn übrigens haben Sie heute gespielt, wie ein Wahnsinniger; und Sie, mein guter Kronach, Sie haben gespielt, wie ein hübsches Kind spielt."

„Ich habe noch nie so gut gespielt, wie heute," sagte Minelli, und sah sie mit komischem Künstlerzorn an. Sie lächelte. „Ich hätte nicht allein bei Ihnen im Saale seyn mögen — ich hätte weglaufen müssen."

„Kann ich dafür, erwiederte er, daß das große Publikum sich noch immer auf die musikalische Nothzucht erpicht?"

„Es war nur ein Spiel!" versetzte Wilibald. — „Ich will aber auch, sagte sie, für den lieben Abend dankbar seyn. Jeder soll einen heiligen Christ bekommen. Kronach hat es am besten gemacht."

„Das leugne ich! fiel Minelli ein. Ich habe es am besten gemacht."

„Aber doch am schönsten," antwortete sie.

„Freilich wohl!" sagte Minelli.

„Nun, fuhr sie fort, also morgen früh um elf können Sie kommen, Kronach; und die andern erst des Nachmittags." Sie ging zur übrigen Gesellschaft.

„Das ist der Dank, sagte der Kapellmeister lachend, für alles Unheil, was ich angerichtet habe; für die größten Thaten, die je verrichtet worden sind, seitdem die Welt auf Baßgeigen dudelt."

Mariane und Wilibald unterhielten sich fast den ganzen Abend allein über die heutige Musik, und es war spät, wie die Gesellschaft sich trennte. Beim Nachhausegehen sagte Minelli zu Wilibalden: „Mit dir und der Gräfin ists nicht richtig; das kannst du glauben.“ Dieser dachte aber hierüber nicht weiter nach. Er hatte bei den Weibern einiges Glück erfahren, doch dieses wenig benutzt; und seine diskreten Gedanken über das Geschlecht selbst haben wir zum Theil schon oben kennen gelernt. Aber keinesweges versäumte er des folgenden Tages die elfte Stunde.

„Wo bleiben Sie so lange? rief ihm die Gräfin entgegen, welche las. Setzen Sie sich, und lesen Sie weiter.“ Er that es. Sie trat neben ihn, und sah mit ins Buch. Nach einiger Zeit bog sie sich sanft über ihn, und küßte seine Stirn. „Das ist Ihr heiliger Christ!“ flüsterte sie erröthend, und wollte weggehen. Er ergriff ihre Hand, und sah hoffend zu dem schönen Gesicht empor. Sie schien einen Augenblick zu wanken; dann küßte sie ihn warm und herzlich auf die Lippen, und machte sich schnell los.

„Nun lesen Sie weiter.“

Er schwieg, und sah ins Buch.

„O lesen Sie,“ sagte sie dringend, und wandte sich ängstlich gegen das Fenster. Er las einige Sätze schlecht. Es war eine reizende Frau, fast in jungfräulicher Blüte.

„Lassen Sie uns noch zusammen sprechen, fing sie wieder an. Wie gefiel Ihnen gestern Minelli? Ist er nicht ein trefflicher Mensch?" Wilibald antwortete, er habe sein Instrument noch nie in dieser Vollkommenheit gehört, und er selbst sey ganz erstaunt gewesen, weil Minelli in der Probe absichtlich allen Ausdruck vernachlässigt, und besonders einen höchstgemeinen Ton affektirt habe, um auch seine Freunde zu täuschen.

„Ton, sagte sie, — das wars eben! Jedes Instrument und besonders dieses, scheint seinen eignen, ursprünglichen Grundton zu enthalten, der aber selten gefunden wird, den es sich nicht entziehen läßt, als von der Hand des vollendeten Künstlers."

„Oder auch, erwiederte Kronach, der Stümper findet jenen Ton zuweilen, aber er erkennt ihn nicht, er hat im Innern nichts, was diesen Ton ausspricht, was davon anspricht; er läßt ihn unachtsam verklingen, und tappt zurück ins gemeine äußere Reich der Töne."

Nach einigen weiteren Erörterungen hierüber fuhr sie fort: „Er muß Ihr ächter Freund seyn; er hat Ihnen den Sieg über sich so schön in die Hand gespielt. Sie haben mir einige sehr glückliche Minuten gemacht. Freilich, was mag auch dem Herzen sanfter thun, als wann es, nach so heißen, wilden Erschütterungen, wieder von jenen sanftbewegten Wogen in melodischen Farben umspielt wird! Es freute mich, daß Ihnen ein gewisses

Zucken, Schieben und Ziehen fremd ist, welches gewöhnlich gute Geiger verstellt. Fromm, rein und glücklich standen Sie da, und jeder Geist ging vergnügt mit dem kindlichen Schritte fort. Ich war Ihnen recht gut."

Wilibald bat sie, es zu bleiben, aber auch ihn nicht zu loben, da Minelli ihn schon auf viele Unarten aufmerksam gemacht habe.

„Kommen Sie recht oft zu mir, sagte sie warm, und bleiben Sie ein Freund des Kapellmeisters. Seine Art zu seyn beunruhigt mich. Er ist ein wilder Mensch, der leicht zänkisch wird, und doch leider selten so lebt, wie es recht wäre. Aber jetzt sollen Sie gehen. — Stille! Ich muß Ihnen etwas schenken."

Sie zog ihn in ein Kabinet, wo Pinius mit Restaurationen beschäftigt war. „Suchen Sie ihm etwas Gutes zu seinem heiligen Christ heraus," sagte die Gräfin. Pinius besann sich, und zeigte ihr ein kleines Oelgemälde. Es war Thalia, mit dem Kopfe der Gräfin.

„Das nicht", sagte sie, der Graf liebt es."

Wilibald fand sich durch den Ton, womit sie dies sagte, und worin ihm eine gewisse zarte Treue zu liegen schien, seltsam gerührt. Aber er bat, und erhielt es, unter der Bedingung eines bescheidenen Besitzes in Rücksicht auf Fremde. Abends im Schauspiel erzählten sich unsere Freunde ihr Glück. Die drei übrigen Unternehmer hatten von der Ministerin sehr beträchtliche Geschenke

von bestimmtem Werth erhalten. Auch hatte der Kapellmeister außerdem die Zusicherung einer ansehnlichen Besoldungszulage vom Grafen bekommen. Jeder schätzte sich dem Krösus gleich, und sie wetteiferten im Lob ihrer herrlichen Freundin. Nur Minelli äußerte ganz offen seinen Neid über das Geschenk unseres Helden.

Wilibald arbeitete von jetzt an sehr fleißig, und nur seine Abende brachte er theils im Hause des Grafen, theils bei Salen's, theils aber mit seinen drei Freunden hin. Mit Marianen verband er sich immer fester, und zu seiner unbeschreiblichen Freude fing diese an, eine fast immerwährende frohe Stimmung zu zeigen. Wo sie und Wilibald einmal zusammen kamen, da waren sie auch selten von einander zu trennen, und man konnte, wenigstens von seiner Seite betrachtet, kein reineres und ächteres Bild der Geschwisterfreundschaft aufstellen.

Die Gräfin hielt er für leichtfertig, aber nicht für verderbt, im Gegentheil verehrte er sie hoch, als eine entschiedene Beschützerin der Künste. „Und dergleichen Frauen, meinte er, sind gewöhnlich von zärtlichem und leichtem Sinn; sie leben gern in einem gewissen erotischen Farbenduft, und verlangen mit Sehnsucht nach Wärme, nach Leben und Liebe.“ Er suchte sie nicht auf, und wann sie ihn zu suchen schien, wußt' er immer den devoten galanten Mann so unbefangen zu machen, daß ihm Minelli einst nach einer Schlittenfahrt, wo sie ihm

vorzügliche Beweise einer zärtlicheren Neigung gegeben hatte, geradezu vorwarf, er habe kein Herz, und sey keines schönen Blickes werth. „Du scheinst, sagte er, gar nicht zu wissen, was Liebe, was Feuer ist. Dein ganzes Betragen gegen die Weiber ist dem fühllosen Alter so ähnlich, wie die starren Eiszacken dem todten unfreundlichen Winter. Müßt' ich nicht aus andern Gründen dein Gefühl für erwiesen annehmen, so könnt' ich dich hassen."

„Und warum willst du mir, fragte ihn Wilibald, blos deswegen alle Wärme absprechen, weil ich gern einer Art von Pflichtgefühl folgen möchte; weil ich wünsche, einigen aufgestellten Lebensregeln treu zu bleiben? Möchte dir die Gräfin nie mehr werden, als sie mir ist! Aber leider seh' ich hinter deinen Reden schon die Eifersucht lauschen! Leider ist es dein Fall nicht, die Regel zu ehren."

„Du kommst mir, antwortete Jener, mit deinen Regeln vor, wie manche große Herren, die ihre Wahrheit durch Dekrete und Strafen zur objektiven machen wollen, oder ästhetische Regeln in Patentform ausgehen lassen. Aber, wenn du damit noch lange auskommst, so sag', ich hätte gelogen."

Bei der Gräfin selbst stand Wilibald im Verdacht, daß er Marianen liebe, und sie ließ sich oft im beissendsten Witz über seine zärtliche Schwägerschaft heraus. So wenig er hierauf achtete, so sehr freut' es ihn dabei, daß sie selber doch Marianen herzlich liebte. „Sie ist, sagte

die Gräfin einmal zu ihm, eine Unglückliche, der man Gutes thun muß."

Minelli konnte seine glühende Leidenschaft für die Gräfin nur mit der größten Anstrengung verbergen, und Wilibald hatte sie längst errathen. Aber die Ministerin floh den Wilden, wo sie konnte. Man sah zuweilen, daß sie ihm Zuneigung bewies, und an seiner Kunst hing sie mit tiefer Innigkeit. Allein, sie fürchtete sein Feuer, und war auch nie ganz zufrieden mit ihm. Unserm Helden und dem Maler näherte sie sich am liebsten, wenigstens öffentlich; der Kapellmeister und Franz hingegen wurden gewöhnlich sehr strenge gehalten, und mußten nicht selten eine Art von Ueberlegenheit, ja selbst Standeshoheit fühlen, die an dem lieblichen Wesen unbegreiflich war. Ein einziges Mal versuchte es der kühne Minelli, sich dieser Ueberlegenheit zu stellen. Sie sah sehr ängstlich aus, und schwieg. Aber er war ganz trostlos, als sie des andern Tages in der Gesellschaft fehlte. Unser Wilibald glaubte gleichwohl einige Tage nach diesem Vorfalle zu bemerken, daß ihr Auge den Verbrecher suche; und nun zweifelte er nicht mehr daran, daß ihr Herz gerührt sey.

Die Art, wie sie übrigens unsere vier Freunde nebst Marianen im Ganzen behandelte, sicherte ihr stets die Liebe des Einzelnen. Ihr reizender Körper, und ihr reicher, liberaler Geist zogen unwiderstehlich an.

Eine eigne Unterhaltung fand jetzt Wilibald an seiner Nachbarschaft. Er strengte sich oft bis aufs Aeußerste an, den rechten Sinn vom Leben dieser Menschen zu fassen; aber es war ihm nicht möglich, sich in ihre Situationen zu denken, ohne daß die Ideen von „traurig, öde und abgeschmackt," sich ihm sogleich aufdrangen. Zwar der Weber schien nicht glücklich, und wenn auch seine Familienverhältnisse glücklich waren, so bewies doch seine Flöte, daß er als ein strebender Geist unter einem ungünstigen Zeichen geboren seyn mußte, oder daß er etwas wollte, was er selbst nicht deutlich verstand. Ueberhaupt rechnete ihn Wilibald nicht zu seinen übrigen Nachbaren, sondern hielt ihn zuweilen für eine wahrhaft schöne Seele. Aber der Schuster und die Bäckerin schienen reich, froh und glücklich. Und diese waren ihm Räthsel, deren Auflösung er seit seiner Zurückkunft von Hainberg schwerer als jemals fand. „Wie kann doch der Mensch, dacht' er, so gar beschränkt seyn! Wie kann er, zwei Stunden höchstens vom Tag abgerechnet, ewig Schuhe machen, ewig Semmeln verkaufen! Und, muß nicht das Leben eines Handwerkers in der Stadt überhaupt höchst leer, düster, und selbst ungesund seyn? Wie bleich sieht man gewöhnlich die Menschen von dieser Klasse des Sonntags aus der Stadt schleichen, um nur für die ganze Woche Einmal Luft zu schöpfen!" Dabei fielen ihm die Gesetze wegen des blauen Montags, und alles das ein,

was Otto über die mangelnden ländlichen Ergötzungen gesagt hatte. Der frische Landmann erschien ihm aber doch jetzt in einem ganz andern und gefälligeren Licht, als der Handwerker, an dem er hauptsächlich jene subalterne Rolle des Städters, in welche derselbe gewöhnlich gebannt sey, widrig fand. Meinte vielleicht Otto diese Klasse von Städtern, und wollte er blos sagen: ihr Leben ist vom Landleben nur in der Form verschieden? Es machte unserm Freund Vergnügen, zu glauben, daß die Klasse von Städtern, wozu er selbst gehörte, und die er fast für die allerglücklichste zu halten geneigt war, von Otto'n in jener Zusammenstellung mit dem Landvolke nicht habe begriffen seyn sollen. In dieser Meinung über die Handwerker schienen ihn die melodischen Klagen seines Nachbars, in die er so mitleidig einstimmte, immer mehr zu bestärken.

Den größten Theil seiner Erholungsstunden füllten die Abendunterhaltungen mit seinen Freunden aus. Sie glichen oft Diatriben und artistischen Hatztheatern. Man sprach über Kunst, über poetische und malerische Darstellung, musikalische Aufgaben und Möglichkeiten; und da die Ausführung nicht selten mit der Aufgabe verbunden wurde, so brachte dies eine Fülle von Leben und Freiheit in die Glieder und das Ganze der Gesellschaft. Auch gerieth man nicht selten, ohne zu wissen wie, tief in die Feier des Bacchanals.

Minelli's lebhafter Geist, der in Lieb' und Wein sich ewig baden mußte; des Assessors heftiger Witz, den er selbst bei Gegenständen der Kunst nicht unterdrücken konnte, und des Malers stilles warmes Gefühl und strebende Seele, waren für Wilibalden ein höchstinteressantes Studium. Pinius war ihm, seitdem er sich ihm mehr näherte und seine Arbeiten kannte, achtungswerther und lieber geworden, als er anfangs gehofft hatte. Nur Minelli's Ausschweifungen machten ihm viele Sorgen, und Franz ließ sich in diese so oft mit hinein ziehen, daß Wilibald immer nur abzuwehren und gut zu machen hatte, Indessen tröstete sie Alle das: Sie kamen doch im Ganzen weiter; und Minelli, welcher der leichtsinnigste war, meinte, das könne auch gar nicht fehlen!

Franz und Wilibald waren am glücklichsten in der Aufsuchung des schicklichsten Kunststoffs, welchen man sodann gemeinschaftlich verarbeitete. In der Behandlung selbst aber erkannten sie den feinern Kunstgeschmack des Malers, und die tiefeindringende Wärme des Musikers gern an. Dies Band hielt Alle fest zusammen. Dieses gemeinschaftliche Streben bereitete ihren Geistern eine gesunde Kost, aus der sie Alle süße und kräftige Nahrung sogen.

„Wenn ihr Viere, sagte einmal die Gräfin, eine Dichtung mit Melodieen und Zeichnungen zu Stande brächtet, so könnte es wohl etwas Herrliches werden. Aber Minelli

müßte keinen Theil am Texte haben, und der Assessor dürfte die Gemälde nicht angeben."

Mariane meinte, den Entwurf des Ganzen bei einem solchen Werke würde sie nur Wilibalden und dem Maler gemeinschaftlich anvertrauen.

„Der Entwurf des Kunstwerks, sagte Pinius, würde hier nicht so schwer seyn, als die Vereinigung der Künste in der Ausführung. So schadet dem Roman oder epischen Gedichte nichts mehr, als Kupferstiche und Melodieen, sobald einer von den Künstlern, welche sie bearbeiten, ein Pfuscher ist. Nehmen Sie an, der Dichter stellte uns den kindlichblöden Eintritt zweier Liebenden in eine gespannte Versammlung dar, welche von ihnen Geständniß und Vorbringen erwartet, um über ihre Liebe und Zukunft das Urtheil zu sprechen*). Anspruchsloses Bewußtseyn befestigt die Haltung der Geliebten, kindliche Ehrfurcht mildert die feste Entschlossenheit des Liebenden, während in der Versammlung noch der väterliche Ernst, einer geistlichen Suada und der Mutterzärtlichkeit gegenüber, dräut; während alles sich zum herannahenden unvermeidlichen Moment der Entscheidung rüstet; das Ganze mit dem Feierkleid der reinsten Menschlichkeit angethan! Hier greift und hascht unsere entzündete Sehnsucht begierig nach allem,

*) Man sehe einige Ausgaben von Göthe's Herrmann und Dorothea.

was uns diesem Bilde noch näher bringen, und die Darstellung auf irgend eine Art erweitern oder erhöhen könnte. Mit Eifer schlagen wir das Blatt um, und —"

„Mit Erlaubniß! sagte Franz, indem er seinen Taschenkalender vom Leder zog und produzirte. Und nun schmecken und sehen wir in einem verdammten Miniaturgekritzel, wie ein langer, dürrer, breitmäuliger Range, ein wahrer Bohnenstecken, sich brüstend, an der Hand eines naseweisen Bengels zur Thüre herein krätscht. Auf der andern Seite sitzt ein so grober Wirth, als ihn nur irgend ein Löwen= oder Bärengasthof in Europa zu gebären vermag — eine dicke, fletschende Wirthin —"

„Genug, fuhr der Maler fort, unser Bild ist uns geraubt, unserm Dichter ist Gewalt geschehen! Der ganze Genuß ist gestört!"

Wilibald bemerkte, daß dergleichen gemeine Eindrücke zum Glück selten lange dauerten, sondern bald von dem allgemeinen und unendlichen Bilde des Dichters selbst, aus dem Gemüth wieder verdrängt würden. So sey es wenigstens bei ihm.

„Ich zweifle fast, sagte Pinius, an der allgemeinen Wahrheit dieses Satzes. Insbesondere wird eine einmal bekannte schlechte Melodie dem schönen Liede immer sehr lange schaden, und kaum wird es möglich seyn, sie ganz wieder zu vertilgen."

„Und wozu soll es auch? sagte Minelli. Wozu

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

wendet der Verleger die Kosten an schlechte Kupfer? Man achtet nicht mehr so viel darauf."

„Oho, sagte Franz. Es scheint, du weißt nicht was das heißt: Mit Kupfern und Vignetten von * —! Und wirklich gibt oft der Dichter selbst den bösen Rath dazu, wär' es auch nur, um über die Kupfer hinterher zu lachen, oder zu schimpfen."

Nach einem langen Gezänke darüber, wie ein solches gemeinschaftliches Kunstwerk im Sinne der Gräfin möglich sey, kam man auf Plan in den Dichterwerken zu r..en, und blieb bei dem Trauerspiel Emilia Galotti stehen, welches gerade diesen Abend gegeben werden sollte, und worauf alle sehr gespannt waren.

„Ich bitte um Erlaubniß, sagte Minelli zur Gräfin, diesen Abend im Theater eine kleine Veränderung vornehmen zu dürfen. Es soll nämlich vor dem Anfange des Stücks nur eine ganz kurze Phantasie auf dem Flügel gespielt werden, ohne alle weitere Begleitung. Ich hoffe, das Publikum wird es nicht übel nehmen, da ich selbst es thun und mir die möglichste Mühe geben will, um gut zu spielen."

Sie verlangten zu wissen, warum. „Ich bin Willens, fuhr er fort, Ihnen allen hierdurch einen Genuß vorzubereiten, der ohne diese Vorsicht weder rein noch vollständig seyn könnte. Erst nachher kann ich mich darüber erklären, wie dieses geschehen soll."

Wilibald stellte sich Abends ins Orchester. Wie sich das Haus füllte, kam Minelli durch eine Nebenthür mit einer Dame herein, die er nahe an Wilibalden vorüber führte. Ihr Gesicht war mit einem Schleier bedeckt, welchen sie in seiner Nähe einen Augenblick zurückschlug, um das Haus zu übersehen. Zufälliger Weise war ihr Gesicht bis an die Stirn im Schatten. Er sah nur, wie sie ein Paar leuchtende Augen aufschlug, die er, ohne zu wissen warum, für glänzendschwarz hielt. Minelli führte sie durch das Gedränge in eine ganz entfernte Loge, wo sie bald allein blieb. Wilibald konnte keinen ihrer Züge erkennen, doch glaubte er noch einigemal, als sie die Augen gegen die Beleuchtung hob, diese glänzen zu sehen, und er versicherte sich abermals, sie müßten wohl schwarz seyn.

Jedermann sah sich verwundert an, als der Kapellmeister ganz allein auf dem Flügel zu spielen anfing. Aber man vergaß diese Sonderbarkeit bald über dem hohen, ernsten Zuge seiner Gedanken; und es überraschte mehr als sonst, wie er auf einmal kurz schloß und der Vorhang schneller als gewöhnlich aufrauschte.

Das Stück wurde besonders gut gegeben, und unser Freund fand sich so sehr davon angezogen, und verlor sich bald so ganz im Geiste dieses unsterblichen Dichters, daß er erst beim Fallen des Vorhangs sich der Dame mit den leuchtenden Augen wieder erinnerte. Als er hinsah,

drehte sie sich eben, um zu gehen, und ein Mann ging mit ihr weg, der Otto's Gestalt und sogar seine Gesichtszüge zu haben schien. Dies brachte unsern Wilibald in Bewegung, und eben wollte er zu ihnen durchbrechen, als man ihn rief, um mit der Gräfin nach Hause zu fahren.

„Sagen Sie mir, wer war das schöne Mädchen?" rief sie ihm zu, und bezeichnete die nämliche Loge. Wilibald sagte ihr, was er wußte, und, daß ihm sein Platz nicht erlaubt habe, ihre Gesichtsbildung zu unterscheiden. Sie fanden schon mehr Gesellschaft bei der Gräfin; auch Minelli kam bald. Alles fiel sogleich auf diesen, und er sollte bekennen, wer seine Dame sey.

„Es war, sagte er, eine sehr junge Schülerin von mir, welche auf dem Lande wohnt, deren Namen ich aber nicht nennen darf; auch thut er nichts zur Sache. Uebrigens hat diese Person, wegen sonderbarer Verhältnisse, noch nie ein Schauspiel gesehen, und nie ein Konzert gehört. Den ersten Genuß habe ich ihr heute verschafft; den zweiten soll sie uns allen nächstens durch den ihrigen mit verschaffen."

„Und wie soll das zugehen?" fragte die Gräfin.

„Sie soll uns singen, fuhr er fort. Sie ist eine ursprünglich musikalische Seele, die aber noch kein anderes Instrument kennt, als das Klavier und die Guitarre. Zu beiden Instrumenten singt sie, und hat meinen Unterricht in vorigem Jahre genossen. Ihr Vater ist zwar

ein eigensinniger Mann, der es mir heute rund abgeschlagen hat, sie singen zu lassen; aber ich bring' ihn auf alle Fälle doch noch dazu."

Es wurde nun über die Wirkung des heutigen Stücks, insbesondere auf dieses Frauenzimmer, gesprochen. „Es ist doch, sagte Minelli, etwas Großes um die unverzärtelte, gesunde Natur! Die Stärke des Flügels hatte sie merklich erschüttert; denn er gab ihr das Vollständigste was sie noch von Musik gehört hatte. Allein ich mußte dies thun, ehe sie eine Symphonie hören durfte. Dies letztere würde sie heute überfüllt haben. — Das volle Haus und die Beleuchtung waren aber auch, nebst der Musik, das Härteste für sie. Das Stück selbst kannte und liebte sie schon. Ich traf sie während der ersten Scene nur noch ein wenig ängstlich an; aber sie fand sich bei der zweiten sogleich ganz in ihrem Gedichte wieder. Orsina erregte hauptsächlich ihr Erstaunen. Wie der Vater die Tochter durchbohrte, wurde sie, meiner besten Vorbereitung ungeachtet, doch blaß, und schauderte in sich zusammen. Bei Emilia's letzten Worten trocknete sie leicht die Augen. Sie war sehr munter, als sie mit ihrem Vater hinausging, und holte nur von Zeit zu Zeit tief Athem."

„Hatte sie nicht schwarze Augen?" unterbrach ihn Wilibald mit auffallendem Antheil.

„Bei der Pallas! sagte Minelli, die hat sie nie gehabt. Ihre Haare sind bräunlich, und doch ist ihr Auge

unaussprechlich blau!“ Er fuhr fort, ihren Zustand bei den einzelnen Stellen zu schildern. Dann kam man auf die Wirkung zu reden, die wohl das erste Anhören des großen Orchesters bei diesem Mädchen hervorbringen werde.

„Ich habe sie, sagte der Kapellmeister, eine Partie einstudiren lassen, die wir viere neulich gemeinschaftlich bearbeiteten und worin sie ziemlich von Allem einen Vorschmack bekommen wird. Allenfalls ist mir ein Wenig vor ihrem Erschrecken beim ersten Fortissimo bange; und ewig schade wär's, wenn ihre Stimme nicht durchdringen sollte; aber es ist nun einmal beschlossen, daß sie nicht zur Probe darf.“

„Das ist am Ende, sagte die Gräfin, eine Ungezogenheit von Ihnen, Minelli, die wir gar nicht leiden sollten.“

Auch Mariane fand es grausam, ein armes junges Mädchen zu diesem Wagestück zu verleiten.

„Sie kommt, sagte er, in keine andere Verlegenheit, als in die, gehört zu werden. Sie thut es aus keiner andern Ursache, als um mir gefällig zu seyn. Und was wagt sie bei uns? Wir müssen allein bleiben. Aber es geht gewiß; das ganze Accompagnement ist ihr im Kleinen aus meinem Unterrichte bekannt, und ich getraue mich zu wetten, daß sie sich bald genug in die volltönige Harmonie finden wird; denn sie versteht einmal Musik.“

„Aber, warf ihm Wilibald ein, sie fühlt auch Musik. Es wird indeß zugleich eine herrliche Probe seyn, ob wir

bei der Komposition jener Musik in Unnatur gefallen sind, oder nicht. Mich dünkt wenigstens, dies müßte sich hier in mancher Rücksicht zeigen. Nur, wenn sie nicht probiren soll — wie kannst du sie Stärke und Schwäche lehren? Sie wird uns stecken bleiben, mein Freund. Ich weiß und glaube dies aus mehreren Erfahrungen."

„Die Menschheit, sagte Minelli, muß sich gar nicht präpariren, um sich dann als ächte Menschheit zu zeigen, wann plötzlich ihr gegenüber die Gallerie der ächten Kunst sich öffnet. Sie tritt entzückt in befreundete Regionen ein, und ihren eignen Ton gibt das große Echo nur ewig wieder. Genug, ich stehe für alles. Man lasse mich nur gewähren."

Wilibald fand dieses Unternehmen äußerst schwierig. Je länger er darüber nachdachte, je begieriger wurde er auf den Ausgang.

Des andern Morgens ritt er nach Hainberg. Der Himmel war trüb, und der Schnee thaute weg. Die vielen schwarzen Flecken auf den Feldern und die entblößten gelblichen Wiesenstücke machten, daß er das Dörfchen kaum wieder erkannte; so verschieden von seiner ersten Ansicht fand er alles. Adams ließ das Schneewasser auf die Wiesen leiten, und freute sich, daß man die liebe Erde wieder einmal zu sehen bekomme.

„Es ist recht schön, sagte die Nichte, daß Sie uns

wieder besuchen. Hier ist es recht einsam. Aber wir hoffen, Sie werden den ganzen Sommer hier zubringen?"

Er versprach ihr, recht oft zu kommen, mit ihr im Garten herumzulaufen, zu fischen, und auf dem See zu fahren, wenn sie nicht auch so schwindlich sey wie ihr Onkel.

„Ach, gar nicht! sagte sie leise. Mein Onkel leidet nur nicht, daß ich mit Otto's fahren darf."

Wilibald stutzte, wie er von seinem Freund Otto im Pluralis reden hörte. Aber er unterdrückte schnell jede Frage darüber und dachte: Ich will es selbst sehen. Ohne auf Hannchens Versicherung, daß er vor'm Ausgehen nothwendig erst frühstücken müsse, zu hören, ging er sogleich fort, den Hügel hinan, und auf Otto's Haus los. Er fühlte die größte Neugierde, diesen Mann in Familienverhältnissen zu sehen. Unbemerkt kam er ins Haus und klopfte sanft an die Thür. Ein sehr schön gebildeter Knabe öffnete sie von innen, und Otto rief zugleich im Zimmer: Nur herein!

Beim Eintritt fiel ihm zuerst ein junges Mädchen in die Augen, welche am kleinen Tische saß. Der Knabe lief sogleich wieder nach ihr zu, und Wilibald schloß aus einigen dort liegenden Büchern, daß sie vorher dem Kleinen Unterricht ertheilt haben mochte. Otto selbst saß fest am Schreibtisch; er wandte sich jetzt, und schien, wie er Wilibalden erblickte, sehr überrascht, sprang aber sogleich

auf, und reichte ihm freudig beide Hände. „Erlauben Sie, sagte er dann, daß ich Ihnen meine Tochter Mathilde und meinen kleinen Albert vorstelle.“

Es waren blühende Gesichter. Er schätzte Mathildens Alter auf sechzehn Jahre. Sie war in der Mode gekleidet, aber ganz im häuslichen Anzuge. Sein lebhafter Gruß wurde mit einer anständigen, etwas flüchtigen Verbeugung erwiedert, und der Junge sagte zu Wilibalden, als ihn dieser küßte: „Hör', du bist ein recht hübscher Mann, du mußt heute mit uns essen.“

„Ich glaubte das vorige Mal, sagte unser Freund, Sie hätten keine Familie?“

Der Alte antwortete ernst und mühsam: „Die Kinder sind wohl damals in einem andern Zimmer gewesen.“

Aufs neue beschloß Wilibald jetzt, nicht mehr zu fragen. Er gerieth eine Weile in Gedanken. „Emilia Galotti lag hier im Fenster; — Emilia Galotti wollte sie sehen; — Sie hat blaue Augen; — Ihr Vater soll ein eigensinniger Mann seyn. — Dieser ist unglücklich. —“ Das Letzte gab den Ausschlag. Er unterdrückte alle Neugierde, und fing herzlich mit Otto zu sprechen an.

Mathilde brachte bald darauf einen Teller mit Obst, und ein frischgebacknes Brod. „Wollen Sie nicht etwas essen?“ sagte sie, und legte die kleinen Finger auf die schönsten Aepfel; dann schnitt sie mit Kraft den obersten gelb aufgeborstenen Rand vom Brode.

„Darf er denn so außer der Zeit essen? fragte Albert. Mich hungert noch gar nicht, glaube ich.“

Sie lachte, und drohte ihm. Der kleine Schelm lachte mit, und ließ sich von Wilibalden, der neuen Bekanntschaft wegen, gern einen Apfel aufnöthigen. Wilibald versicherte sie, er habe noch nie köstlicheres Brod und wohlschmeckenderes Obst gegessen. „Ach, das freut mich recht!“ sagte sie im lieblichsten Ton der Gastfreiheit, und trat freundlich vor ihn hin. „Ich wollt', es wäre noch besser!“

Sie ging wieder hinaus, und Otto schlug nach einigen Gesprächen vor, auf den Berg zu steigen. Sie traten bei die Ruine. Die Aussicht gewann bei den schwarzen schneeleeren Streifen, und hie und da war schon ein grünes Saatfeld sichtbar. Alles strebte durch die Schneehülle in seltsamen Farben hervor. Das Grab des Winters gab seine Todten frei, und ein Odem der Auferstehung schien über der Natur zu wehen. Allein im See ging eine große Zerrüttung vor. Man hörte die schäumenden Ströme des Thauwassers die Felsen hinabrauschen. Ein röthlicher Gischt schwamm um die Ufer her, und nur mitten lag noch die Eisfläche still und hell da. Aber von Zeit zu Zeit war schon ein donnernder Knall aus der Tiefe zu vernehmen, weil eben jetzt das zuströmende Thauwasser die Eisdecke an den Ufern herum hob und zerbrach. Es summte ein nahes und fernes Brausen, und der Südwind, in den schwarzen Waldungen

heulend, vermehrte dieses. In der Ferne sahen sie, wie gerade der Fluß aufbrach, und häuserhohe Eisschichten vor sich herthürmte, während das trübe Wasser zugleich auf beiden Seiten austrat, und sich in die weiten Gründe zerstörend ergoß.

„Es ist wohl einleuchtend, sagte Otto, daß die Härte des Winters durch solche gewaltsame Revolutionen gebrochen werden muß. Indessen bleibts für mich, besonders in der Nähe, doch immer ein Grausen erregender Anblick, einen großen Fluß seine Eisdecken aufwühlen zu sehen. Gewiß, wenn das alte Grundeis so in zackigen Schollen herauf fährt, und die dicke obere Fläche drängt und zertrümmert, und nun die Stämmung dieser Eismassen der schutternden, vom Thauwind und Regen jeden Augenblick wachsenden Kraft nicht mehr widersteht, dann wird auch der ruhigste Geist vor der Zerstörung beben, die dieser schrecklich losbrechende Aufruhr da anrichten muß, wohin er zieht."

„Aber, fuhr Wilibald fort, wann nun die Natur sich zum ersten Mal wieder erweicht hat, dann rührt mich auch nichts lebhafter als der Blick von einer sichern, schon trocknen Anhöhe auf einen großen Fluß hinab, der sich bereits seiner Eisschollen entledigt hat, und wieder zur alten stillen Bahn einschrumpft, während das geängstete Meer von seiner Fülle schwillt! Die neulichen Schrecknisse schweben dann noch vor meinem Geist, und der Ge-

danke, daß die erstarrte Welle nun wieder lebt, und der frohe Fisch sich auf ihr schaukelt, ist der erste milde Gedanke, den die erwachende Natur in mir erregt."

Sie betrachteten die große Scene eine Zeit lang, und freuten sich über die glückliche Lage der hiesigen Gegend in Rücksicht solcher Ueberschwemmungen. Bei Otto's Hause trennten sie sich. Wilibald that seine ökonomischen Geschäfte ab, und ritt bald wieder nach der Stadt.

Des folgenden Tages verreiste Minelli, und brachte dann Abends bei der Ministerin die Nachricht vor, daß in acht Tagen seine Schülerin wirklich singen werde; sie und ihr Vater hätten es ihm endlich versprochen, doch unter Bedingungen, die er wörtlich und pünktlich erfüllen müsse. Es waren folgende: Am bestimmten Tage, Nachmittags um vier Uhr, wollte er seine Schülerin in ein Nebenzimmer am Konzertsaale der Gräfin bringen. Ohne vorangehende Symphonie sollte die erwähnte Musik sogleich aufgeführt werden. Niemand durfte die Sängerin sprechen wollen, sondern diese sollte sogleich nach dem Schlusse des Stücks sich wieder entfernen. Er selbst wählte zugleich die Gesellschaft, welche, außer unsern Freunden, nur noch aus wenigen Personen bestehen durfte. Eine andere Hauptbedingung war: Niemand sollte fragen oder auskundschaften, woher die Sängerin komme, noch wohin sie gehe. Das Letzte mußten alle feierlich versprechen. „Nun sollen Sie einen frühen Waldvogel sin-

gen hören," sagte er vergnügt, und sah Wilibalden dabei aufmerksam an.

Die Neugierde und Erwartung Aller war durch des Kapellmeisters Umständlichkeit, die man sonst an ihm nicht gewohnt war, sehr gespannt worden, und Wilibald selbst trug das heißeste Verlangen nach dem bestimmten Tage.

Endlich kam dieser. Minelli hatte einige Tage vorher scharfe Probe gehalten, und keinen Tag das Konzert bestimmt angesagt, vielmehr den Musikern über die ganze Sache Stillschweigen auferlegt. Schon des Nachmittags um drei stand Wilibald im leeren Saal, in welchen man heute nur auf Billets eingelassen wurde. Alles war so feierlich. Die ganze Kapelle versammlete sich nach und nach, vor deren Stärke unser Freund heute erschrack. Er, Pinius und Franz sollten bei den Zuhörern bleiben. Als endlich Minelli kam, ging er sogleich mit besorgter Miene auf Wilibalden zu, und sagte leise und dringend: „Es liegt mir sehr viel daran, daß du nichts verräthst."

Wilibald konnte diesen Worten keinen Sinn abgewinnen. Es war ihm sonderbar zu Muth, und sein Herz schlug immer unruhiger, als der Kapellmeister alles sehr leise stimmen ließ, und nun gespannt nach seiner Uhr sah. Unser Freund fuhr zusammen, als in dieser Stille zufällig eine Pauke dumpf ansprach.

Die Gesellschaft war versammlet, und Minelli, indem er einen unruhigen Blick auf sie warf, ging hinaus.

Mariane zitterte, und die Gräfin sagte: „Mir ist gewiß viel banger als dem armen Mädchen.“

„Ich glaube, sagte Mariane, daß ich auch für den Kapellmeister in Sorgen bin. Setzen Sie sich an seine Stelle. Mir ahnet etwas — gewiß, wir hätten's nicht zugeben sollen!“

„Zu spät, sagte die Gräfin, zu spät! Mich friert! Aber der Himmel helfe ihr und ihm!“

Man hörte, wie der Kapellmeister im Nebenzimmer einige schwermüthige Striche auf der Geige machte, und in diesem Augenblicke trat er mit seiner Freundin heraus.

Es war Mathilde. Sie verbeugte sich tief und in schöner Bewegung gegen die Gesellschaft. Ihr entfärbtes Gesicht überflog eine leichte Röthe, als sie Wilibalden wieder erkannte; aber sie grüßte ihn lächelnd noch besonders. Alles war unserm Helden jetzt deutlich. Er erschrack von Herzen. Mariane trat sogleich zurück, um sich zu setzen, und die Gräfin nebst den übrigen Frauen sahen Wilibalden so scharf in die Augen, als ob dieser Geängstete den Schlüssel zu all dem besitze, — als ob Er von nun an für alles stehen müsse. Er fühlte sich selbst sehr beklommen, aber sein Liebstes hätt' er freudig hingegeben um ihr helfen zu dürfen, wie er jetzt sah, daß sie von neuem weiß wurde, und ein banges Flüstern drohend durch den Saal zog. Sie trat scheu zwischen das Klavier und des Kapellmeisters Pult. Jetzt pochte er.

Das Orchester kündigte in einigen reißenden Akkorden ein Rezitativ an. Sie erbebte; aber sie fing an, schwach und prüfend. Die Stimme war gebildet, vernehmlich und hinreissend melodisch. Man hoffte. Unmerklich zog sie ins Kantabile über, und die sanfte, schmelzende Begleitung des Orchesters machte, wie es schien, daß sie lächeln mußte. Indem sich hierüber schon jeder Blick erheiterte, hob der Kapellmeister den Bogen, und es erfolgte im hohen Moll ein rufender Halt, wobei sie ihre Stimme zur äußersten Stärke hob, die ihr selbst einige Zeit leid zu seyn schien, bis das Orchester sich nach und nach drein legte, die Trompeten einige Blitze in der Höhe darein zuckten, und die hohe, reine Stimme elegisch im Geprassel der Pauken ganz verhallte! Der Schrecken machte sie bleich; doch sah man, daß sie noch schwach aushielt, und hörte sie das Rezitativ dann wieder mit ungewissem Schwanken fortsetzen, wobei der unruhig werdende Minelli den Takt etwas lebhafter angab. Aber — sie hatte schon überwunden! Das Rezitativ schloß im naiven, fragenden Ton; einige Takte Zwischenspiel; sie holte tief Athem, und das Thema begann in leichtscherzender, schneller Melodie.

Jetzt lächelte der bange Minelli, und sein Auge schien in einer Freudenthräne über die Gesellschaft hin zu glänzen. Er fühlt' es, sie hatte überwunden. Mit schon geprüfter Stärke flog sie unaufhaltsam von Takt zu Takt,

und die metallne Stimme durchschnitt im Kreszendo die niedern Regionen, sammt dem bald folgenden brausenden Fortissimo, wie der Adler himmelwärts den Sturmwind zertheilt. Sie schwebte selbstgefällig einige Zeit, stehend, in der heiteren Höhe, und fiel, wie die Lerche, unschuldig zum lieblichen Arioso nieder.

Man war jetzt ihrer gewiß. Einer warf dem Andern frohe Blicke zu, und alles athmete frei und glücklich. Insbesondere machte die Betrachtung der Sängerin selbst, bei dieser musikalischen Kunstausstellung (als Ausnahme von der Regel) einen Hauptgenuß aus. Man wagte jetzt erst diese Betrachtung — und freundlich und anspruchslos stand sie da; die Göttin der Melodieen war auf ihr Blütengesicht hernieder geschwebt. Sie wollte nicht gefallen; sie fürchtete auch nicht mehr zu mißfallen; nein, die musikalische Natur stellte sich rein dar: sie öffnete, wie die lieblichen Sänger des Hains, ihre süße Kehle, um zu singen.

Mancher schwere Satz wurde glücklich zurückgelegt. Ueberhaupt fand sich's, daß sie, wegen des genossenen guten Unterrichts, die Aufgaben der Kunst am leichtesten löste. Durch die Nacht der Verwickelungen drang zuweilen die holde Stimme, wie Aedon's ferner Ton aus cimmerischen Finsternissen.

Es überraschte sehr, als gegen das Ende alle Dissonanzen in Text und Melodie sich in einem Wechselgesange mit Minelli auflösten, und bei einem sterbenden

Fall Mathildens endlich ein zärtliches, stillendes Duo eintrat.

Allein, von einer letzten aus Moll ins alte Dur übergehenden Resignation wurde die Sängerin zu mächtig ergriffen. Sie mußte sich an einer mitfühlenden Seele halten. Sehnend reichte sie nach ihres Freundes Hand. Er vereinigte sie sanft mit der seinigen, und man sah hier gerührt, wie die Natur das Duo gleichsam von neuem erschuf; Hand in Hand standen sie, und so verklangen ihre letzten Töne.

Hocherröthend über diese Vergessenheit ihrer selbst, entfernte sich Mathilde mit einer verwirrten Verbeugung, ehe noch das Nachspiel schloß. Sie floh im eigentlichen Verstande wie ein Kind. Eine starke Hand griff nach ihr, und Wilibald sah in diesem Augenblicke seinen Otto hervortreten, der sie schnell wegführte, und auf der Thürschwelle den Arm um sie schlug.

„Ach Minelli! rief die Gräfin im Ton des Schmerzes. Lassen Sie mich mit ihr. Ich glaube sie zu kennen. Ich fürchte auch, ihr ist nicht wohl!"

„Bewahre! sagte er leise. Sie war nur verwirrt. Es war ihr Vater, der, gerührt von der Musik, sie umarmte."

Alles schwieg, und die Musiker hielten ihre Bogen noch einen Augenblick in der Höhe.

„Zuletzt, fuhr der stolze Künstler fort, zuletzt mußte die weibliche Natur doch noch sterben. Aber ich vermuthete

das schon vorher. Sie konnte diese Resignation schwerlich überleben, und — meine Freunde haben trefflich gespielt!"

„Sind Sie nicht ein wilder Mensch!" sagte die Gräfin, und reichte ihm schwärmerisch dankbar die Hand.

„O Gott! rief Mariane, die Hände faltend; wer ist sie? Wohin geht ihr Lauf, guter Minelli!"

„Sollen wir fortfahren?" fragte er. Niemand war dieser Meinung, und selbst die nachdenkenden Künstler schienen das erwartet zu haben.

„Auch reden wollen wir nicht darüber," sagte die Gräfin nach einiger Zeit.

„Kritik wäre ohnehin hier übel angebracht, ja unmöglich," fügte Pinius hinzu.

„Unmöglich?" fragte Wilibald unruhig, und sah den Maler steif an.

„Du bist erhitzt," sagte dieser lächelnd.

Man trennte sich mit seltner Stille, Jeder in einer andern Stimmung. Der Abend dämmerte, als Wilibald durch die Straßen ging. Es rann der letzte Schnee in Bächen fort; fernher brauste der Hauptstrom. Am westlichen Gewölk schimmerte das milde Roth des Abends. Unser Freund athmete tief auf, und eine laue feuchte Südluft umwehte dem Träumenden die Wangen.

„Kommt nicht der Frühling?" sagt' er erwachend leise zu sich selbst, und dacht' an die auferstehende Natur in Hainberg.

Zweite Abtheilung.

Frühling.

Sieh, wie lieblich Au' und Hain ergrünen!
Und du wünschest schon die Rosenzeit?
Ewigwünschend Herz! Mit deinem kühnen
Sehnen rufst du — der Vergänglichkeit.

So ernstlich Wilibald am heutigen merkwürdigen Abende bemüht war, seinen Gefühlen über den vor wenigen Stunden gehörten Gesang eine besondere, von der Sängerin unabhängige Richtung zu geben, so wenig gelang ihm dies. Auf seinem Zimmer schlug er sogar, um sich zu zerstreuen, sein Reisejournal über eine ähnliche musikalische Ausführung nach, die ihm heute wieder eingefallen war; allein jede Vergleichung mißlang, jeder Versuch, das Kunstmäßige durch Hülfe der Kritik rein und unvermischt mit Nebenbildern ins Auge zu fassen, war unausführbar. Die Sache blieb für ihn eine bloße Begebenheit. Die heutigen Töne schienen dem leichthervorgeschwebten und wieder schnell vertauschten Bilde der Sängerin einzig und ewig anzugehören; die Jugend, die blühende Lebendigkeit dieser Töne war von dem unschuldigen Bilde selbst unzertrennlich. So billigte er auch ihr verschämtes Entfliehen keinesweges, ja er konnte dies nur dem Landmädchen verzeihen: aber dabei war er ehrlich genug, sich einzugestehen, daß ihn doch gerade dieses ängstliche Fliehen anzog; daß diese zarte Flucht ihn selbst

mit in ein abentheuerliches Land fortriß, welches er noch nicht kannte, wo er aber jene holde Gestalt in reinmenschlichem Lichte wiederfand, und sich in ihrer Betrachtung fast gänzlich verlor.

Bewegt von diesen Gefühlen, trat er an's Fenster, und sah hinaus in die freie Nacht. Des Südwinds milder Hauch, sanftmurmelnd und gesprächig, nöthigte das harte Herz des Winters, in Thränen zu zerfließen. Die Seele unseres Freundes war wunderbar gerührt, und wie er einen großen Schwarm Kraniche über die stille Stadt nach Hainberg hin ziehen hörte, fühlte der Lechzende sich seltsam durch die Finsterniß nach namenlosen Fernen mit hingezogen. Es war die erste laue Nacht, aber mit ihrem schwarzen Schleier kühlte sie seine Phantasieen lieblicher, als eine sternhelle kalte Nacht vermocht hätte. Es wurde ihm bald wohl beim fernen Rauschen der Thauwasser; er sehnte sich, bei diesen Thauwassern zu seyn; zum ersten Male dacht' er wieder mit Durst an Quellen und Bäche; und wie die Hähne ihre Nachtwache abkrähten, kam es ihm vor, als sängen sie aus jenen unbekannten Fernen freundlich zu ihm herüber, und als hätten sie den Tod der Mitternacht noch nie so heiter verkündigt, wie jetzt. Er legte sich gestillt und glücklich nieder.

Als der Tag dämmerte, träumte unserm Wilibald, daß Mathilde vor ihm stehe. Sie war in hellblauen

Flor gekleidet, so wie er sie im Konzert gesehen hatte. Freundlich schien sie ihm für einen Dienst zu danken, den er ihr geleistet haben sollte, und steckte ein Veilchen von ihrer Brust los, um es ihm zu reichen. Der Duft der Blume entzückte ihn schon in der Ferne, und begierig streckte er beide Hände darnach aus, als Minelli auf einmal hervorsprang, und Mathilden unwillig mit sich fortzog. Zürnend wollte der Träumer reden, und konnte nicht. In der Thür endlich wandte sie sich um, blickte von neuem mit liebevollem Mitleid zu ihm zurück, hielt das Veilchen in die Höh, und blies es langsam nach seinem Munde zu. Er fühlte ihren warmen Hauch, in welchem der Blumenduft noch einmal zu ihm schwamm; und beide Arme weit ausbreitend, erwachte er, als eben der rothe Schein des Morgengewölks durch die Fenster leuchtete und an den Wänden umherfloß.

Mit schwärmerischem Lächeln spähte er im Zimmer nach dem Veilchen herum, dessen Geruch er wirklich noch zu empfinden glaubte, und legte sich dann erschöpft zurück, um den schönen Traum noch einmal zu träumen. „Es ist nicht das erste Mal, dacht' er, daß ein weibliches Wesen, welches mir wohl gefiel, im Traume meine ganze Liebe entzündete; und besonders hab' ich oft, wenn mich ein schönes Weib in einem Morgentraume küßte, oder anlächelte, sie mit einer Sehnsucht, Stärke und Inbrunst geliebt, deren himmlischer Zauber mich aus dem

Traum erweckte, und gerade im Moment des Erwachens aufs Höchste stieg, ja nur erst durch das Todte und Irdische des Wiedersehens am folgenden Tage, völlig gelöst werden konnte. Aber dieser jetzige Traum — kann er wohl nur Eindrücke von jener Kürze hinterlassen? Wird und kann wohl dieser Himmelsduft verfliegen, wenn ich sie nun heute wiedersehe?"

Denn, daß er heute nach Hainberg wollte, das konnte er sehr leicht aus den starren Blicken schließen, die er während dieses Selbstgesprächs auf seine Reitpeitsche geheftet hatte. Sein Ankleiden zur gedachten Fahrt, die Anzeige davon an seine Eltern, deren Zufriedenheit damit, und seine glückliche Ankunft in Hainberg, alles dies schien ihm auch so natürlich zusammen zu hängen, daß er erst wieder auf sich aufmerksam wurde, als er den alten Adams in der Thüre stehen sah.

„Stellen Sie sich vor, rief dieser ihm zu, ich habe gestern elf Fische gefangen, und neun davon auch wirklich beim Leben erhalten!" Eben ließ er unter den Linden im Hofe einen Behälter ausgraben, worein er den Brunnen leiten wollte, um seine Schätze aus dem See länger aufzubewahren. „Wie gut ist es, sagte die Nichte, daß Sie kommen. Da hören wir doch wieder von etwas anderm sprechen, als von Fischen. Mein Onkel träumt Tag und Nacht davon."

„Herr Otto, sagte dieser, ist uns auf einmal ein

recht nützlicher Nachbar geworden. Ich habe ihm auch wohl in manchen Stücken zu viel gethan. Er ist doch ein gar kluger Mann. Hören Sie, ich hoffe nach und nach den ganzen See auszuleeren und zahm zu machen." Er that sogleich sehr heftige Vorschläge zu Anlegung eines Teiches.

Oben im Walde bei der Ruine sollte der Wind einige Bäume umgerissen haben. Wilibald hatte nichts eiligeres zu thun, als den Hügel hinaufzusteigen, um diese Windfälle zu besichtigen. Mathilde umschlang eben recht herzlich ihren Vater, und Albert spielte mit seiner Hand, als unser Freund in Otto's Zimmer trat, und die freundliche Gruppe grüßte. Mathilde erröthete, und der Alte lächelte bedeutend auf sie. „Willkommen! sagte er. Wie gefiel Ihnen unser Duo?"

Wilibald fühlte sich vom Anblicke Mathildens durch und durch erwärmt. Er ergriff ihre Hand, und sagte ihr in diesem Augenblicke beinahe Alles, was er gestern über ihre Erscheinung gedacht hatte, und womit jetzt seine Phantasie von neuem überfüllt ward. Bei aller Verlegenheit, mit der sie seinen Beifall aufnahm, zeigte sie doch eine lebhafte Freude darüber, daß sie gefallen hatte, und verlangte mit merklicher Unruhe zu wissen, was die Gesellschaft von ihrem plötzlichen Entlaufen gedacht habe. Er beruhigte sie darüber so, daß ihm Otto durch die Bitte Einhalt thun mußte, die Kleine nicht stolz zu machen.

Als er besonders ihren Muth bewunderte, meinte sie, von diesem lasse sich eben nicht viel Gutes sagen, und sie wünsche ihm für sein ganzes Leben keine solche Angst, wie sie vor dem Anfang ihres Gesanges erfahren. „Die Menschen alle sahen mich so groß an! sagte sie. Jeder sah traurig oder böse aus; Jedermann schien mich zu fürchten; Niemand wollte mich trösten; auch der einzige Minelli endlich nicht mehr. Ich stand so ganz allein da, in der großen, weiten Welt!"

Wilibald fragte, was ihr in der Folge das Auffallendste gewesen sey. „Unstreitig der Trompetenschall! antwortete sie. Dieser Ton zersplitterte meine ganze Fassung. O gewiß, es ist der durchdringendste aller hohen Töne! Die Pauken erschreckten mich nur wenig, auch hatt' ich schon vorher einmal Trommeln aus der Ferne gehört; aber die Trompeten drangen mir durch Mark und Gebeine. Ich bebte besonders vor dem Gedanken, daß ich hier meinen eignen Ton anstimmen hörte, — aber mit einer Macht, welche die meinige so weit überflog, als der Geier die Taube, und die ich bisher für ganz unerreichbar gehalten hatte."

„Und zuletzt?" fragt' er lächelnd. Sie wurde wieder roth. Der Blick, den sie auf ihn warf, schien Mißbilligung auszusprechen, und sie schlug dann mit Sehnsucht die reinen Augen zu ihrem Vater auf. „Kann man

sich denn ewig beherrschen? Es war mir so weh! Beging ich denn ein Verbrechen?"

„Nein, sagte Otto, ich selbst war recht im Innern bewegt." Wilibald hätt' ihr zu Füßen sinken und abbitten mögen. Sie mußte glauben, er spiele mit Gefühlen.

Otto bat ihn, diese Sache vor Jedermann geheim zu halten, weil er in der Hauptstadt nicht gekannt zu seyn wünsche, auch außer dem Kapellmeister dort keinen Bekannten habe. „Aber ich muß Ihnen, fuhr er fort, hierbei erläutern, daß meine Tochter auf einem einsamen Landhause erzogen worden ist, wo sie in der Religion und den Wissenschaften einen ganz eignen Unterricht erhalten, sich vor wenigen Zeugen zur Christin bekannt, übrigens aber, außer der freien Natur und einer Menge von Büchern, soviel als nichts kennen gelernt hat. Erst seit einem Jahre ist sie bei mir; und nur die Dankbarkeit gegen den Kapellmeister, der ihr musikalischen Unterricht ertheilte, konnte mich bestimmen, seiner Laune nachzugeben, die Sie selbst höchst sonderbar finden müssen."

„Eigentlich wohl, sagte Wilibald mit Besorgtheit. Aber alles ist ihm ja gelungen; und wie vielen Dank sind wir Alle ihm jetzt schuldig!"

„Lieber Vater, sagte Mathilde etwas schnippisch, indem sie hinauslief, der Herr spricht nicht einmal wie das andere. Seinem Lob über meinen Gesang will ich

nicht mehr glauben. Es hat mich mehr getadelt, als dein Tadel über einige Stellen des Gesanges."

Otto drohte dem ferner Lobenden. „Der wahre Weg, sagte er, um die Eitelkeit in einer Brust zu wecken, die noch keine Eitelkeit kannte!"

Wilibald lachte. „Glauben Sie mir, sagte er, sie wäre, auch ohne mich, bald gekommen. Aber Sie haben gestern für das musikalische Leben Ihrer Tochter immer viel Entscheidendes gewagt."

„Ohne von ihrem Muth und ihrer ungewöhnlichen Fassung überzeugt zu seyn, hätt' ich es auch nie zugegeben."

Mathilde kam eilfertig zurück, und bot ihm Frühstück an. Erst jetzt, wie sie so vor ihm stand, dacht' er wieder an das Veilchen, und bemerkte, daß sie vor ihrer Brust ein Schneeglöckchen trug.

„Schon Blumen? sagte er verwirrt. Das ist sehr früh für unsere Gegend."

„O kommen Sie doch!" rief sie erfreut, und nahm ihm beim Arme.

„Sey nicht wild! eiferte der Alte. Herr Kronach wird müde seyn."

„O gar nicht!" sagte Albert, und hing sich an seine Seite. Die Kinder geleiteten ihn in den Garten, der am Hause lag. Der todte gelbe Rasen bekam hier und da schon Farbenpunkte von dem Grün der durchstechenden

Graskeime, und Mathilde zeigte fröhlich ihrem Gast einige fettgewässerte Plätze auf einer im Thale liegenden Wiese, die schon hochgrün waren. „So wird, sagte sie, nun eins nach dem andern wieder lebendig. Bald ist der Schnee verschwunden. Man sieht keinen mehr, als auf den blauen Berggipfeln dort, und etwa hier an der Mitternachtsseite der Häuser und Mauern, wohin die warmen Sonnenstrahlen nicht dringen."

„Wenn nur, klagte Wilibald, diese Eis- und Schneerestchen vollends weggeschmolzen wären! Die ärgern mich immer am meisten!"

„Ach, an unserm schönen Hügel, sagte sie, hat nun der kalte Schnee keine Zuflucht mehr. Er ist so quellig und warm! Die vielen lauen Brunnwasser malen ihn bald mit den üppigsten Grasstreifen wieder grün."

Jetzt kamen sie zu den Beeten. Ein ganzer Rasen voll Schneeglöckchen stand schon in voller Blüthe, und daneben entfaltete auch die kleine Leberblume, das Röschen des Frühlings, ihr röthliches Herz. Um dies Plätzchen herum sah man schon viele von Mathildens kleinen Fußtapfen in der weichen Erde. „O wie gern, sagte sie mit glänzendem Blick, hätt' ich die kleinen Blümchen mit meinen Wünschen früher aus der gefrornen Erde herausgezogen! Wohl zehnmal hab' ich sie hier mit Namen gerufen. Aber nun sind sie auf einmal da. Und nun sollen Sie auch recht viele bekommen. Die Schneeglöckchen sind

immer die ersten und die schönsten. Sehen Sie nur den reinen weißen Kelch, und das lebendige gelbe Lichtchen drinn!"

Beim Ueberreichen ihrer Gaben machte er die Bemerkung, sie habe das schönste Blümchen doch schon vorher abgebrochen, und zeigte darauf. „Da haben Sie 's auch!" sagte sie, ohne roth zu werden, indem sie 's gutwillig von der Brust absteckte und ihm gab. „Aber nehmen Sie mir 's nicht übel, das ist Eigensinn. Diese sind viel schöner." Es war ihm seltsam zu Muth. Er roch an der Blume, um sie leise zu küssen. „Schade, sagte er, daß sie nicht riechen." „Ei, rief sie, wer wird so unersättlich seyn! Da, noch dieses Leberkraut nehmen Sie mit in die Stadt. Etwas besseres hab' ich noch nicht."

Albert bekam auch von jeder Sorte ein Stück, und nun lief sie wieder vor Wilibalden her zum Hause zurück. Otto kam ihnen entgegen, und Wilibald bat diesen, ihn mit seinem Eigenthume näher bekannt zu machen. Bei dieser Gelegenheit wurden endlich auch die Windfälle im Walde des Finanzrathes besehen. Das Wetter war herrlich. Aus weißen Wolkenstreifen schien die Sonne mild vom Himmel herab; die Luft war lau; einige Fußpfade auf dem Rasen waren schon fast trocken, und um den See her ließ sich im Gebüsche zuweilen ein früher Vogel hören. Der See selbst war noch von den Frühlingsströmen trüb, und die Ufer lagen nackt und öde da.

Sie hatten sich warm gegangen, und Wilibald äußerte seine Freude über den heutigen schönen Tag. „Diese ersten Augenblicke des Frühlings, sagte Otto, sind für unser Herz die gesegnetesten des Jahres. Mit ihnen kehrt auch Sonnenschein und Kühnheit ins Herz zurück. Der Mensch fängt wieder an, die schützende Heimath geringer zu achten. Seine Gedanken erheben sich höher und weiter hinaus. Alles Ungemach, alle Standes- und Nahrungssorgen dünken uns leichter. Auf der ganzen Erde scheint es uns eben so wirthbar zu werden, als unter dem bisherigen engen Obdach. Für dieses sind wir hingegen im Herbste so sehr besorgt, wo wir die baldige sichere Ankunft des Winters ahnen. Aber, diese Empfindungen scheinen sich bloß auf das stille häusliche Leben einzuschränken."

„Ich dächte nicht! bemerkte Wilibald. Die Empfindung der Kälte scheint den Menschen überhaupt nicht nur körperlich, sondern auch moralisch feig zu machen. Der ganze Menschenhaufen kommt mir im Winter demüthiger vor, als im Frühling."

„Das ist zum Beispiel der Fall in der Stadt nicht, fiel Otto ein, wo im Sommer die Ebbe, im Winter die Fluth eintritt, und wo freilich im Grund ein ewiger Winter herrscht. Soviel ist indessen wahr, daß die meisten unangenehmen Zufälle des Lebens mir im Herbst immer härter auffielen, als gegen den Frühling."

„Man müßte, meinte der Freund, einmal die Geschichte befragen, ob die Summe außerordentlicher Thaten, die im Sommer und auf der südlichen Erde geschehen, überwiegend gegen die des Winters und der kalten Erde wäre."

Otto glaubte, das Resultat würde wenig beweisen, und schwer zu ziehen seyn. „Die Quellen der eigentlichen That, sagte er, sind mächtiger als alles dies. Selbstsucht und Ruhmbegierde, mit dem ganzen Gefolge großer Leidenschaften, verlachen alle Gesetze, und trotzen selbst Elementen und Himmelsstrichen. Die größere Thätigkeit scheint freilich in Norden zu wohnen. Ist die Rede von großen Thaten, so wird die Frage erst schwierig. Aber so weit wollt' ich meine vorhinnige Bemerkung gar nicht fortführen; wenigstens müßten wir da mehr vom Seyn als vom Thun reden. Denn bei dem, was der Mensch ist, kommt wohl Klima und Jahreszeit schon mehr in Anschlag."

„Gut, sagte Wilibald, so kommen wir auf das Gebiet des Schönen. Betrachten Sie die Griechen und Italiener in ihren Werken; versetzen Sie sich an die Gestade des Indus und Ganges . . ."

„Wohl! fiel Otto ein. Shakespear, den ich hier einzig nennen will, war aber ein Engländer, der in England, vielleicht im Winter, Romeo und Julie dichtete."

„Das hat Gewicht, sagte Jener, aber wir sprachen vom Ueberwiegenden."

„Ich kenne das; und an die leichtere Entwickelung göttlicher Kräfte durch Umgebungen des Schönen und Milden glaube ich allerdings. Allein, man geht gewöhnlich, aus nordischer Vorliebe für die südlichen Naturen, im Lobpreisen der letztern zu weit, und vermengt den Geist selbst, — das Göttliche im Menschen, — mit seinem Aeußern. Wenn wir das ganze Reich der alten und modernen Kunst überschauen, so werden wir immer finden, daß das himmlische Genie aus den Verhältnissen des Menschenlebens heraustrat in den Kreis der Freiheit, und unabhängig war von Zeitalter, Zeitgenossen, Stand, Glück, Sprache, Bildung und Himmelsstrich, ja Versen und Prosa!"

Wilibald hatte gegen diesen Satz noch sehr viel einzuwenden. Er versuchte es, seinem Freunde den Unterschied zwischen der dunstigen Themse und dem Klima von Korinth und Neapel anschaulicher zu machen; er bat ihn zu bedenken, wie sehr Behaglichkeit und geistiges Wohlbefinden von der Milde der Natur abhängen; er führte ihn auf Beispiele in Meisterwerken nordischer Dichter, die ins Glühende gearbeitet seyen, und selten eine elegische Stimmung verkennen ließen; er rief ihm Welschland, welches beide kannten, ins Andenken zurück: aber Otto wollte sich nirgends weiter aufs Einzelne einlassen, sondern

meinte, vor der Hand müsse er bei seinem zuletzt aufgestellten Satze stehen bleiben.

Wilibald brachte die meiste Zeit dieses Tages in Otto's Hause zu. Mathilde waltete freundlich umher, kümmerte sich aber nur wenig um ihn, und schien nie aufmerksam auf seine Person, als wenn sie glaubte, er verlange etwas, oder es könne ihm irgend ein Dienst angenehm seyn. All' ihre Mienen und Blicke hatten zunächst auf Otto und den Kleinen Bezug, und der ganze häusliche Ton bewies, daß diese Familie sich sehr zärtlich lieben müsse. Mit dem Singen und Spielen war es heute nichts, weil auf ihrer Guitarre eine Saite fehlte, und das Klavier verstimmt war. Auch schien sie übrigens die Unterhaltung des Fremden sehr gern dem Vater allein zu überlassen und lieber ihren Hausgeschäften nachzugehen. Er erfuhr von Otto'n, daß das junge Mädchen seiner ganzen Haushaltung vorstehe, und ihm nur selten Gelegenheit lasse, sich selbst drein zu mischen.

„Es ist ein sehr interessantes Landmädchen!" sagte Wilibald zu sich selbst, weil er von ihr weg war. Nie hatte er sich einem weiblichen Wesen näher gefühlt, als Mathilden am heutigen Morgen nach jenem Traume; und doch fand er sich schon jetzt weiter von ihr entfernt, als es ihm noch vor wenigen Stunden möglich schien. Gern hätt' er darüber auf sie gezürnt, daß sie so an ihrem Hauswesen hing, aber, mußt' er nicht, nach einigem Ueberlegen,

ihr diese Eigenschaft zur Tugend anrechnen? „Sie ist, sagte er noch einmal seufzend, ein äußerst interessantes Landmädchen. Ihre Stimme tönt wie die Stimme eines Engels. Aber leider ist das ganze Weib doch schon verländelt! Konnte denn Otto bei aller seiner Klugheit wollen, daß sie so große Neigung zur Kochkunst schöpfte? Konnt' er der Pflege so trefflicher Talente die Bildung zur Haushälterin vorziehen? Denn ach! in dieser Rolle scheint sie sich, wie in ihrem rechten Fache, schon sehr glücklich und wohl zu befinden!"

Beim Abschied umarmte er das galante Hannchen recht herzlich, und versprach ihr, sie nächstens auf acht Tage in seiner Mutter Haus zu bringen, wo sie dann alles erdenkbare Schöne der Hauptstadt genießen solle. Die Kleine war außer sich vor Freuden; und Wilibald, so wenig er sonst das gewöhnliche eitle Streben nach dem vornehmeren Wesen leiden mochte, wünschte doch Mathilden ihre Gesinnung über diesen Punkt. Uebrigens wußt' er nicht recht, ob er auf Otto'n, oder Mathilden selbst zürnen sollte, da ihm die Tochter in Beziehung auf ihren Vater sehr frei zu leben schien. Sie selbst konnte gar wohl die größte Schuld haben! Sobald er sich aber die Sängerin wieder dachte, erschien ihm der harte Vater doch vom neuem am meisten schuldig.

Etwas trüb und verdrießlich kam er wieder in die Stadt. Er nahm sich noch an diesem Abende vor, nur

selten nach Hainberg zu gehen, wenn sein Vater es nicht ausdrücklich anders verlangen würde. Minelli kam zu ihm. „Du hast sie heute wieder gesehen, sagte er, du Glücklicher!"

„Wie kommst du, fragte Wilibald, eigentlich zu dieser Bekanntschaft?"

„Der Zufall, antwortete Jener, führte mich im vorigen Jahre einst in ihre Gegend, wo ich Otto'n, den ich schon an einem andern Orte gekannt hatte, wieder fand. Der gastfreie Mann nöthigte mich, bei ihm zu übernachten, und da ich zu jener Zeit oft im nächsten Städtchen hausete, so erbot ich mich, seiner Tochter Unterricht in der Musik zu geben. Noch während dieses Winters und seitdem ich hier angestellt bin, hab' ich zuweilen diesen Unterricht fortgesetzt; denn du kannst schon ungefähr ermessen, wie glücklich ich in dieser Gesellschaft seyn mußte. Hast du je ein Weib von ihrer Zartheit gesehen? Von ihrem üppigen Wuchs, von ihrer Blüte?"

„Schade, daß sie auf dem Lande wohnt! sagte Wilibald frostig. Ein schöner aufstrebender Geist würde ihren Körper erst verherrlichen."

„O du Grönländer! fuhr Jener auf. Du bist ihres Anschauens nicht werth! Was willst du dich um Stand, Ort und Verhältnisse kümmern? Diesen allen theilt die wahre Schönheit ihre Adelsbriefe mit. Sieh doch lieber ihr Auge, in welchem reinen, feuchten Glanz es schwimmt!

Es ist so blau, wie das Dunkel des heiteren Himmels. Und ihre Lippen — sie leben in jenem Lächeln, welches die Orgien der heiligsten Poesie in der jungen Brust ahnen läßt. Das ganze Bild existirt in einem Rosengewölk, in einem Aether der zartesten Liebe, der sie selbst bei den häuslichen Geschäften umfließt. Ihre Farbe ist nicht roth, aber es schimmert ein glühendes Roth durch die reine Haut; sie gehört zu den Weibern, aus deren ganzer Form eine milde Rosenfarbe blickt; dies gibt ihnen einen ewigen Schimmer, der, besonders bei Blondinen, mit der leisesten Bewegung sogleich als hohe Farbe vordringt, und sie den geschminkten Frauen gegenüber so sehr hebt. Das Weiß der sammtnen Haut glüht überall, und ist doch, außer den Wangen, nicht roth zu nennen. Das Götterblut funkelt unter der reinsten menschlichen Bläße hervor. Aber das macht noch immer ihren höchsten Reiz nicht aus."

Wilibald zitterte für Mathilden, wie er den verderbten Minelli in einer solchen Gluth über ihre Schönheit sah, und er bezeigte ihm sein Erstaunen. Aber Jener fuhr unaufhaltsam fort: „O, du Kind der Götter! Selig, wer in dein sanftes Auge blicken darf, worin des Himmels Friede wohnt! Selig, in wessen Herz die Zaubertöne deiner Stimme wie ein ferner elysischer Schall dringen! Wer den Hauch dieser Lippen trinkt! Wem dies Auge verschämt und liebend bricht! Für wen es sich einst

mit ungewohntem Zittern zum erstenmal vor Schmerz und Lust verschließt! Selig der Mund, den diese Lippen, von der Sehnsucht geöffnet und gespitzt, in der Nacht der Liebe suchen, und mit heißem Schmerz erfassen! Kein menschlicher Gedanke vermag diese Wonne zu ermessen!"

„Du bist rasend, sagte Wilibald mißbilligend. Kann denn die Sinnlichkeit den Menschen so ganz hinreißen!"

„Keine Sinnlichkeit! schrie er wieder. Ach nein! Wär' ich nur der vielgestaltete Morpheus, daß die heilige Schlafende sich meinen Umarmungen, wie der Frühlingsluft, gefahrlos überließe, daß ich mich mit meinem ganzen Wesen um sie schließen, um die rosigen Glieder schmiegen könnte! Wär' ich nur der kalte Quell, in dem sie badet!"

„Ich höre, sagte Wilibald ernsthaft und nachdenkend, meinen Freund nicht mehr! Ich höre den wilden Sohn des Bacchus aus der Taberne rufen, wo der Wein tobt, und die Unkeuschheit ihre Kriegslieder anstimmt."

„Und doch hast du jetzt Unrecht!" sagte Minelli, indem er ihn mit Wehmuth umarmte. Ach, jenes Busens reiner Athem, durch ihre jungfräulichen Lippen in mich gesogen, gösse meinem ganzen Wesen den Stoff eines neuen, geheiligten Lebens ein!"

Sein Freund drückte ihn still an sich. Er erwiederte es und sagte: „Ich fühle wohl, daß du besser bist, als ich werden kann. Ein solches Weib wird mich nun nicht

lieben. Aber, du hältst mich für einen gemeinen Wüstling, und thust mir weh. Auch das fühle ich. Du bist sehr hart."

„Du mußt aber jetzt einzig fühlen, sagte Kronach, was Mathilde bleiben soll, und — was du in ihr vertilgen könntest! — Verzeih' mir!"

„Tiefer, als du glaubst, fühl' ich das, guter Kronach. Sieh, ich wollte, bei Gott, sie liebte Dich — wenn Du's nur irgend verdientest! Aber gib mir zu trinken, ich bin so durstig, wie eine brennende Sandwüste unter der Linie, und jede Trinkanstalt ist in jeder Rücksicht zur Löschanstalt zu gebrauchen."

„Ich wollt', es wäre dir noch zu helfen!" sagte Wilibald, indem er nach Bouteillen klingelte.

Eben kamen auch Franz und Pinius. Beide wollten mehr von der Sängerin wissen, welches aber Kronach und Minelli vor der Hand abschlugen. Franz war sehr aufgebracht über die Gräfin. „Es ist mir heute, sagte er, im Gespräch eine äußerst geringfügige Zweideutigkeit entschlüpft, und — sie hat mir verboten, unter acht Tagen bei ihr zu erscheinen! Sie wächst uns allen über den Kopf."

„Das ist so schlimm nicht," sagte Wilibald. Franz gehörte nach seiner Meinung zu den Menschen, denen man, um Vieles an ihnen genießbar zu finden, das Meiste, und dies fast täglich, verzeihen müsse. „Du und

Minelli, fuhr er fort, ihr bedürft nur einer ewigen Absolution. Es ist eine höchst verderbliche Anmaßung des Witzes, selbst des ächten, wenn er weder Regel, noch Maas, noch Zeit anerkennen will; und gewiß, auch die Sparsamkeit gehört zu seinen unerläßigen Eigenschaften."

„Ei was, schalt der Assessor, mein Witz ist bezahlt! Was gehts Euch an, wenn ich ihn verprasse, wenn ich ihn in einer Stunde sämmtlich zu Grunde richten will?"

„Freilich wir, sagte Wilibald, wir verschmerzen die Wunden gern, die uns eine liebende Hand schlägt; aber die Gräfin?"

„Ja, du und Pinius, Ihr verderbt sie eben mit Eurer Säuberlichkeit! So groß soll sie denn doch nie werden, daß sie Männer mißhandeln darf? Glänzende Seiten hat sie, aber auch Schatten die Fülle. Nichts kann mich mehr ärgern, als wenn die Frauen, deren Leben ja doch eine einzige Zweideutigkeit ist, die Zweideutigkeiten bestrafen wollen!"

„Heute, sagte der Maler, bist du gerade am wenigsten fähig, die Frauen zu richten. Jedes gebildete Weib muß und will einmal züchtig und keusch genommen seyn."

„Keusch genommen, rief Franz, ist die Gräfin ein üppiges Weib; aufrichtig gesprochen, ist sie falsch gegen die Männer; genau erwogen, ist sie eine Verschwenderin gegen Eure falschen Verdienste; also ist und bleibt sie doch wohl, beim Lichte besehen, ein Kind der Finsterniß?"

„Mag doch der Tadler reden! sagte Pinius. Laßt heute die Liebesgöttin dem Momus zu Gefallen barfuß gehen, so bedauert er morgen, daß der Götterfuß nun doch einmal schon Anlage zu Hühneraugen habe.“

Sie lachten ihn wegen seiner wohlverdienten Strafe aus, und ließen ihn nicht weiter zu Worte kommen.

„Ich habe, sagte zuletzt Franz, gleich Anfangs gedacht, Ihr würdet lachen. Die Verbannung darf auch, da sie mich zum Märtyrer der Wahrheit macht, meinen Stolz keineswegs schmerzen; aber gerade in dieser Woche werden einige Fremde bei der Gräfin eingeführt, zu deren wichtiger Bekanntschaft ich leider nur in ihrem Hause gelangen kann! Euer verdammtes Lachen beweist mir die Wahrheit einer Bemerkung, die ich neulich schon gemacht habe. Vielen Leuten begegnet nämlich, bei jedem wahren Unglück, immer noch ein komisches, und, bei aller Bosheit hierüber, können sie niemals zu einem thränenwerthen, systematischen Elende gelangen; immer findet sich dabei auch noch jenes blos abgeschmackte, lächerliche, vierschrötige oder ärgerliche Nebenelend ein, worüber sich in kein erhabenes oder gelehrtes Klaggeheul ausbrechen, ja nicht einmal ein pathetisches Wörtchen vorbringen läßt. Das Lächerliche bei ihrem Elende benimmt aber diesem niemals die Größe, sondern macht nur, daß sie mit den Füßen trampeln, und über ihre eigne Person zugleich lachen und weinen müssen. Selbst

zu ihrem letzten Stündlein schlägt noch eine eigne Glocke, die einen possierlich knurrenden Ton hat. Eine Posse bringt sie ums Leben. Bei der Nachricht von ihrem Tode will man sich zu Thränen zwingen, und möchte heimlich vor Lachen selbst des Todes seyn. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß mich einmal dieser Fluch der Possierlichkeit belasten könnte, ist mir ganz unerträglich, und Euer Lachen ärgert mich daher noch weit mehr, als mein eigentliches Ungemach."

Sie ließen nicht von ihm ab, bis er angelobte, sich ohne Murren in seine Strafe zu fügen. Der Sängerin zu Ehren versprach er es.

Jeder lieferte nun seine Meinung über den gestrigen Gesang. Alle hatten sich gerührt gefunden, und doch Jeder aus verschiednen Gründen. Den Assessor hatte das Duo am lebhaftesten gerührt. „Wenn ich, sagte er, je auf dieser verderbten Erde noch Unschuld und Natur statuirt habe, so wars gestern. Ihr Blick, als sie dich Sünder ergriff, war so engelrein, so ganz gnadenvoll, als wollte sie das Laster gen Himmel führen."

Den Maler hatte ihr wachsender Muth im zweiten Fortissimo am meisten ergriffen, weil er sich aus ihrem Schrecken bei den ersten Trompetenstößen kein gutes Ende prophezeiht hatte.

„Unstreitig, sagte Minelli, ist die Trompete das mächtigste Instrument auf Erden. Ein Gott, scheint

es, hat sie aus Dodona's Erz geschaffen. Ihr gemeines Schmettern in den niedern und mittlern Bahnen kann nur gemeine Seelen rühren. Es gehört allein den Marktschreiern und Bärenführern. Ich dulde nie einen Trompeter, der nicht bis zur höchsten Höhe seine Stärke behält. Denn es gibt bei vollem Orchester Augenblicke, wo im großen Rauschen der Instrumente, besonders der Bässe und Pauken, aller Diskant, auch bei größter Anstrengung der Geigen, doch verlischt, wo die Seele sich von aller Melodie verlassen fühlt, und hier tritt dieser lichte Ton dann mächtig dröhnend herein, stellt die Einheit her und ergreift wieder das große Kommandowort, den melodischen Strafbefehl, vor dem uns zuweilen die Haut schauert."

Wilibald fand, auch die tiefen Töne dieses Instrumentes hätten doch oft merklich auf ihn gewirkt.

„Das werden und können sie nie, antwortete Jener, nämlich für sich allein; sondern nur dann, wenn auf jene hohen zuckenden Töne, wie bei vielen Tonstücken der gewöhnliche Fall ist, das Schmettern sogleich erfolgt. Dann schreiben wir irrig diesem eine rührende Kraft zu, welche doch blos eine spätere Wirkung jener Blitze war. Ich aber bediene mich ihrer Tiefe nie, als im Romantischen oder Komischen, und wo etwa das Horn zu rund ist."

„Ich bin überzeugt, sagte Wilibald, daß sie schon mancher Schlacht den Ausschlag gegeben hat.“

„Die Trompete, sagte der Kapellmeister, scheint doch mehr das Herz zum ersten Angriffe zu erheben. Aber beim eigentlichen Metzeln und Fleischhacken leistet wohl die betäubende Trommel mehr, bei deren Brausen der Mensch seine Person vervielfacht glaubt, und sich (wie der Furchtsame in einer Gesellschaft von Mordbrennern und Bösewichtern) verwegener in Tod und Trümmer zu wagen scheint. Die Trompete ist von viel erhabnerer Bedeutung. Der Mensch wird durch ihren Strahl nur tapferer.“

„Du hast Recht, rief Pinius; ich erkennte es auch für die größte militärische Wohlthat, wenn beim Arquebusiren alle mögliche Trommeln im Reiche los gelassen würden.“

„Selbst das Pferd, fügte Franz hinzu, wird mir eben dadurch achtungswerth, daß es die Trompete so sehr liebt. Wie manches edle Roß, einzig vom wunderbaren Trompetengeschrei gereizt, hat wohl schon seinen tapfern Kornet genöthigt, freiwillig in sein Verderben zu rennen, und sich endlich zum ersten Mal Tubalkains und Barthel Schwarzens niederträchtiger Erfindungen zu bedienen!“

„O, noch kürzlich, sagte Minelli, hab' ich ein Beispiel von der Gewalt der Trompete gesehen. Ich kam

in einer Stadt unter ein herrliches Corps Officiere, die des folgenden Tages ins Feld marschiren sollten, und heute einen Abschiedstag feierten. Sie hatten eine vortreffliche Regimentsmusik, und es wurde unter andern ein Kriegslied von einem neuern Dichter *) abgesungen. Die Melodie war elend, und ich schlug eine andere vor, die ich kannte und noch änderte. Wir hatten Zeit und ehe der Abschied kam, war alles einstudirt. Es war ein Trompeter dabei, der alle mir bekannten übertraf. Kein Mensch war trunken. Man übersah das, was im Texte unpassend war, und hielt sich allein an den ernsten Ton des Kriegs. Beim letzten Verse, den ich verstärkt hatte, schwang sich das heilige Messing mit jubelndem Siegesgeschrei empor; es brachen die Strahlen des Muths aus jedem Auge, und die Arme hoben sich unwillkührlich zum Streit. Sie schwuren, den Tod zu verachten, und selbst die Frauen weinten seltsame, ich möchte sagen, tapfere Thränen, und wollten mit. Ein junger schöner Held riß den Trompeter wie wüthend zu sich. „Mensch, stammelte er, rufe mich in den Schlund der Hölle, ich werde kommen.“ O gewiß, die Kunst ermächtigt den Menschen zur höchsten That!“

„Aber wir müßten, meinte Franz, die Sängerin selbst

---

*) S. Wallensteins Lager, von Schiller.

über ihre Gefühle erforschen. Bringt uns doch bald zu ihr."

„Dies geht, sagte Minelli, ohne besondere Erlaubniß ihres Vaters nicht an. Auch wird's Kronach nicht leiden, daß sie solche böse Buben um sich habe, wie etliche von uns Vieren seyn sollen. Er hat sie schon in eine ganz eigne Protektion genommen. Aber, Ihr werdet in ihrer Nähe alle bezaubert, das schwör' ich Euch zu! Die schönste Blume steht Euch vor den Augen, und Ihr habt nicht das Herz ihr zu nahen; ja, ihre unzugängliche Reinheit erstreckt sich sogar bis auf ihre Gewänder. Ich bin kapabel, sie unmittelbar aus der Küche in den Gesellschaftssaal zu führen, wenn sie nur Zeit hat, die Handschuhe zu wechseln. Ihr wagt es nicht, ihre Kleidung zu berühren. Sie reicht Euch den Arm, und Ihr seht nach, ob Euer Rockermel rein ist; keiner hat das Herz, ihre Hand zu fassen. Und bei alle dem zieht sie alles unwiderstehlich zu sich hin. Wenn sie Euch aus dem Fenster entgegen lächelt, so seyd Ihr auf der Treppe schon vor Liebe des Todes."

Diese Ausrufungen Minelli's, sobald die Rede auf Mathilden kam, machten den Assessor und Maler immer begieriger auf ihre Bekanntschaft. Allein auf Wilibalden, der weiter nichts zu ihrem Lob oder Tadel sagte, machten sie eine besondere Wirkung. Er hätte viel darum gegeben, wenn auch der Kapellmeister sie gar nicht ge-

kannt hätte, und wenn überhaupt von seinen Freunden ihrer gar nicht weiter wäre gedacht worden. Warum? — das wußte er nicht recht. Dann fand er auch Minelli's Schilderungen von ihr viel zu excentrisch und phantastisch; und er haßte alle Uebertreibungen. Wenn er Mathilden mit des Kapellmeisters Gemälden verglich, so fand er zwar an diesen überall etwas wahres, aber seine Bilder blieben doch immer Auswüchse einer schwelgerischen Phantasie, Geschöpfe einer tadelnswürdigen Sinnlichkeit. Auch gab er im Herzen Mathilden fast ungern die mancherlei Vorzüge, die sie doch unläugbar besaß, und die er selbst schon erkannt zu haben glaubte. Die Zurücksetzung seiner Unterhaltung gegen ihre häuslichen Verhältnisse schien die Ursache seines bösen Willens zu seyn. Sie hatte ihn, so kam es seiner Eitelkeit vor, zu wenig bemerkenswerth gefunden; und dabei mußt' er mit Verdruß eingestehen, daß sie auch nicht die kleinste Aufmerksamkeit, die ein Fremder oder Gast nur irgendwo erwarten kann, versäumt hatte. So wie er sich deshalb untersuchte, zog er, zu seinem Schrecken, diese Bemerkungen sogleich aus seinem Innern ans Licht, schalt sich einen eitlen Thoren, und wollt' es Mathilden abbitten. Aber demungeachtet blieb davon noch so manches bei ihm hängen, daß er sich aufs neue vornahm, lange nicht nach Hainberg zu reisen.

Mariane und der Kabinetsrath vereitelten aber seinen Vorsatz schon nach wenigen Tagen. Die erstere bestand darauf, Hainberg jetzt zu sehen, weil die Salen'sche Familie bald auf ihr Gut reisen wollte, und also trieb ihn August so lange, bis er eine Fahrt dahin veranstaltete.

An einem schönen Frühlingsmorgen fuhr die Kronach'sche und Salen'sche Gesellschaft hinaus, und Minelli, der Maler und Franz begleiteten sie zu Pferd. Wilibald selbst hatte dort schon ein köstliches Mahl bereiten lassen, und bot alles auf, um seinen Freunden einen angenehmen Tag zu machen.

Sie kamen gerade in einem sehr interessanten Augenblicke zu Hainberg an, nämlich im ersten lustigen Getöse des Frühlings. Alt und Jung stand vor den Thüren, und sah nach den eben wiederkehrenden Störchen, die, umschwirrt von einem Schwalbenheere, hoch über dem Dörfchen ihre Kreise durch den blauen Himmel zogen, und die wiedergefundene werthe Heimath begrüßten. Kein Gesicht, was nicht lächelte! Die Knaben des Dorfs hatten sich Pfeifen und Schallmeien von neubesafteten Weidenzweigen gemacht, und reckten die Köpfe bausbäckig gen Himmel, um die alten theuern Gäste vieltönig anzublasen. Die Sonne schien hell und mild, und der frohe Landmann ergriff in diesem heiteren Getöne mechanisch das Säetuch und Joch. Das muthwillige Vieh

sprang, die gelenken Glieder schüttelnd, aus den Ställen hervor.

„Gottlob, sagte Herr Adams, nach zahllosen Reverenzen; Gottlob! Nun diese Glücksvögel, Störche und Schwalben, wieder da sind, haben wir keine Kälte mehr zu fürchten!“

Er schien sich auf dieser reizenden Fabel wie auf einem arkadischen Rosenzweige zu wiegen, und Pinius bemerkte sogleich, es sey Todsünde, ihn durch Zweifel herabzuwerfen; Jedermann gestand auch ein, daß sein in diesem Satze liegendes reines Vertrauen, und sein glaubenvolles Auge wesentlich zu der ganzen Scene gehöre, und sie eigentlich ins Reich der Poesie hinaufhebe.

„Dort schwebt er herab!“ rief Wilibald, und zeigte Marianen, wie sich eben das Storchweibchen auf das Nest, welches auf dem Dach eines benachbarten Bauernhauses erbaut war, aufsetzte, und das Männchen klappernd zu sich lud. Die Knaben schrieen Io, Ja, Io, besangen die Störche, schimpften sie und gaben ihnen Spitznamen; dazu schrieen die weißbrüstigen Schwalben, und kämpften mit den kreischenden Sperlingen um die böslich okkupirten Nester. Die Knechte des Verwalters klatschten, und trieben das Vieh an, um aus dem Hofe zu kommen, weil die muthwilligen Mägde Wasserströme nach ihnen gossen, welches die hier gebräuchliche Nothtaufe beim Anheben der ersten Saat war. Den allgemeinen Lärmen vermehrte der ro=

mantische Schellenklang der Kronach'schen Schäferei, welche nah' am Hause über den Hügel hinwallte. Und der Kuhhirte stieß unten im Dörfchen aus Leibeskräften ins Horn, mit einer Höhe und Reinheit, vor welcher selbst Minelli aufschrie, und behauptete, der Kerl sey eine poetische Person.

Die Gesellschaft sonnte sich einige Zeit in dieser lieblichen Auferstehung, und Niemand war dabei, dem nicht an der warmen Luft die Brust freudiger athmete. Dann nahm man feierlichen Besitz vom Gutshaus, und ließ sich Hannchens Frühstück trefflich schmecken. Das gute Kind sah sich von Jedermann, selbst von ihrem jungen Herrn, gelobpriesen, und wußte all dieser Seligkeiten kaum habhaft zu werden.

„Ich sehe wohl, — sagte der Finanzrath mit einer gewissen heitern Wichtigkeit zu seinen Söhnen, indem er, wie ein ächter Eigenthümer, an der Decke des Zimmers umher sah, — ich muß dieses Gut so wirthlich machen als möglich ist. Aber, dazu gehört freilich ein neues, schönes Haus; und — das wird mich viel Geld kosten!"

Wenn der Finanzrath von wichtigen Geldausgaben sprach, so mußte selbst der größte Bonvivant einen Augenblick nachdenkend werden, und Achtung für seine Mienen haben, worin die gründliche Kenntniß vom Werthe des Geldes, und die wahre Anlage zum grundreichen Manne sich lebendig ausdrückten. Das sichere Funda-

ment, worauf er seine Plane bauen konnte, war bekannt; aber die Wichtigkeit, womit er diese behandelte, interessirte doch Jeden; und seine bekannte Gutmüthigkeit erregte auch fast bei Jedem den Wunsch, daß seine Unternehmungen gelingen und gedeihen möchten. „Indessen, fuhr er fort, ist es so schön hier, daß ich Willens bin, mich keine Kosten reuen zu lassen, um dies Haus zu bauen, und noch im Herbste bewohnbar zu machen. Vielleicht können wir dann künftigen Sommer, wenn uns Gott beisammen läßt, es bewohnen; denn ich finde die Luft hier doch viel anders für einen alten Mann, als in der schwermüthigen Stadt."

Jeder that ihm nun Vorschläge, und der Assessor sprach mit so vieler Sachkenntniß über das Bauwesen, daß ihm der Alte ganz gewogen wurde. Er gab ihm die schicklichsten Mittel an, wie er den Bau bald, und doch solid herstellen könne, und nannte ihm einen Baumeister, dem er ohne alle weitere Aufsicht das Geschäft für eine bestimmte Summe überlassen könne. Alles nahm nach und nach Antheil an dem neuen Hause, und man zog hinaus, um den Platz zu wählen wo es stehen sollte. Dieser wurde eine Strecke vom alten Hause weiter aufwärts verabredet, wo die Aussicht sich schon erweiterte und der Baumeister Terrain und Freiheit im Ueberfluß hatte. Die jungen Leute steckten den Platz mit Reisern ab.

Wilibald stand auf der Mitte dieses Raums. Die Geister künftiger Bewohner umschwebten ihn. „Wer wird hier leben, wer wird hier sterben?“ rief er unwillkührlich aus.

„Du, oder ich, sagte August; oder wir beide.“ Er reichte ihm die Hand entgegen. Die Alten hatten sich entfernt. Wilibald schlug sanft in seine Hand ein. „Ach, August, sagte er, es wird nicht ewig seyn wie heute.“ Es war ihm aufgefallen, daß sein Vater sich einen alten Mann genannt hatte. Mariane fuhr bei Wilibalds Worten schnell herum, und ging hastig auf die Seite. Indem August es bemerkte, winkte er seinem Bruder, daß er abbreche.

Die Alten stellten ökonomische Untersuchungen an, und die Jungen wandten sich gegen den See. Man kam durch einen engen verwachsnen Pfad an seine niedrigsten Ufer, wo Otto's Kahn befestigt war. Während Wilibald Marianen fuhr, kletterten die Uebrigen an den Uferwänden herum, bis sie sich endlich oben bei der Ruine alle wieder zusammenfanden, wo eine allgemeine Bewunderung der reizenden Aussicht anhob.

„Eigentlich, sagte Wilibald, kommen wir zu frühe hierher. Das Licht dieses Tages ist wohl mild, aber die Erde ist, außer den Saatfeldern und Wiesengründen, noch fast ganz todt und schmucklos. Der Wald starrt

rauh und zackig empor, und erwartet noch seine schönen grünen Gewölbe. Freilich . . ."

„Ja freilich! sagte Mariane verweisend. Ist das wohl redlich gedacht, mein Freund? Sind denn diese frühen Waldblumen nichts? diese Hundert schlagenden Rothkehlchen und zirpenden Blaumeisen, diese schwellenden Birkenknospen, (sie faßte ganze Zweige voll zusammen, und streichelte sie) ist das alles nichts? Muß denn das Ganze sogleich grünen und blühen?"

„Sie haben gewiß Recht, sagte Pinius. Mich reizt die Natur im Werden, im Entwickeln ihrer bildsamen Keime immer am meisten. Es thut mir allezeit leid, wenn ich einen Wald schon geschmückt finde, ohne daß ich sein werdendes Grün sich in stiller Kraft entwickeln sah. Gewöhnlich versäumen wir die schönsten Genüsse über vorlauten Wünschen nach größeren und reicheren. Die Blumenknospe soll geschwind aufspringen; das zarte Wiesengrün soll auch noch mit Blumenschmelz durchwebt seyn; die Waldknospen sollen eine grüne Nacht schaffen; die jungen blassen Saaten in blaugrünem Triebe das Land bedecken; die Fruchtbäume röthliche und weiße Wellen bilden, und die Nachtigall soll im März singen! Alles kommt endlich; und nun — ist das Ziel unserer Wünsche da, und die Natur bestraft uns durch das Vorrücken ihrer ewigen Schranken. Es bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig; aber — viel zu betrauern! Die

Blume steht entfaltet da, um dem Stengel bald zu entfallen; den vielfarbigen Wiesengründen droht schon die Sense; das Grün des Waldes nimmt mit seinem vollendeten Blätterwuchs sogleich ein ernsteres ahnendes Dunkel an; die Saat färbt sich zum Schossen bleich; die Blüthen werden ein Raub des Windes, und die Zeit der Nachtigallen ist so bald vorüber! Ach, vom endlich erklimmten höchsten Punkte des vollendeten Lebens schauen wir sogleich jenseits in öde Tiefen des Todes!"

„Und das rührt Sie nicht?" sagte sie, und sah Wilibalden verschmachtend an.

„Es ist sehr wahr, antwortete dieser, und ich selbst denke so wie meine Freunde; aber es gibt, noch während des Aufstrebens der Natur, doch eine Zeit, wo ich am glücklichsten bin. Sie wird in kurzem erscheinen, wenn der Wald ein verworrenes Hellgrün trägt, und die Blüthen so glorreich aufspringen. Niemand wird mich deshalb tadeln, daß ich etwas mehr verlange als diese Nacktheit?" Minelli und Franz stimmten seiner Meinung bei.

„Nacktheit? sagte Pinius, indem er ein ganz verborgnes Blümchen abbrach und in die Höhe hielt. Ihr seyd Schwelger! Und wenn Ihr das Mehrere habt, so wollt Ihr wieder das Meiste, und dann ist das zarte erste Wenige doch schon dahin!"

„An der vollen Brust des höchsten Lebens wünsch' ich zu erblassen, sagte Minelli. Je reicher, je besser.

zur Ueberfüllung lassen's die haushälterischen Götter schon nicht kommen."

„Aber Ihr Andern, sagte Franz, wollt Euch gutwillig dem Strome der Natur überlassen, ohne die geringste Reflexion dabei zu wagen. Ihr wollt, wie gute arme Kinder, Eure tägliche Portion trocknes Brod ohne Murren essen, ohne elegische Hinsicht auf Speck und Braten."

„O, an Elegieen wird's nicht fehlen! sagte Minelli. Im Mai müssen sie ohne Zweifel schon Stoff genug zu Jeremiaden auf den Frühling finden."

„Und warum nicht?" fragte Wilibald, der nun völlig auf Pinius und Marianens Seite übertrat. Mathildens Frühblumen fielen ihm ein. „Ist doch, sagte er, die Schneeglocke schon jetzt verblüht, und selbst ihr kleiner schilfiger Busch bleicht nun dem Tode entgegen. Habt Ihr sie gesehen? Gewiß, der Frühling geht, wie die Jugend, meist ungenossen vorüber. Immer strebt der Mensch vorwärts. Freilich thut er dies auch wohl im Herbst und Winter; aber es durchdringt mich jetzt recht im Innersten, daß wir oft im Frühling die zartesten seiner Kinder so vernachlässigt sterben lassen."

August erklärte sich für Minelli und Franzen. „Ein großer Theil des menschlichen Erweiterungstriebs, sagte er, liegt im Herzen. Das Herz kann nie zu reich werden."

„Seine Fülle, setzte Minelli hinzu, fließt noch in seligen Thränen über."

„Seine Wünsche, fuhr Jener fort, sind unendlich; und da, wo ihnen die Naturgesetze ihr Ziel stecken, resignirt sich das große Herz willig und erhaben."

„Wenn ich, fing Franz wieder an, mir im Herbste den Frühling zurückwünsche, so gibt mir sogleich das Gewissen einen Verweis. Es verlangt diese Resignation; es findet jenen Wunsch höchst unschicklich und vermessen. Ihr studirt, und Wir handeln und überblicken. Aber Euer blindes, von Wünschen leeres Leben muß dann, wann die Rosenzeit vorüber und die Oede wieder eingetreten ist, in puren Elegieen verwimmern."

„Gerade das Eurige! entgegnete Pinius. Eure Resignationen werden von den unsrigen verschieden seyn, wie der Selbstmord von der bußfertigen Reue. Unsere stillen Wünsche und Freuden halten mit der Natur gleichen Gang, und die Heilige nimmt sie mit sanfter Hand wieder von uns in ihren schönen Kreislauf zurück, um sie bald von neuem über uns zu gießen. Ihr überflügelt ihre schönsten Freuden. Ihr tadelt die Natur, die den Lauf der Sonnen eben so geregelt hat, wie die enge Blüthenzeit des armen Veilchens. Nur als gemeine Geister, als Fremde erscheint Ihr der Natur; nur die Anbetung verstattet sie Euch, während wir mit der sanften Macht des Geliebten in ihre tiefsten Geheimnisse einbre-

chen, und satt und selig an der göttlichen Brust liegend, ihre heiligsten Chiffern enträthseln."

Mariane ging vorüber und sagte, indem sie dem Maler die Hand drückte: „O Jammer, daß ich nicht mit meinem ganzen Leben zu Ihrer Partei gehören kann!" Pinius blickte sie ernst und traurig an.

„Was nützen uns auch am Ende diese Parteien?" sagte August.

„Du möchtest gern wieder sagen, Freund, was nützt der ganze Streit?" rief Wilibald, der zuletzt keinen sonderlichen Antheil am Gespräche genommen hatte, und sich nach Etwas zu sehnen schien. „Aber das macht, du sprichst lieber von dem, was der Mensch soll, als was er will und thut."

Hierüber erhob sich ein für Alle belustigendes Gezänk der beiden Brüder. Bald fand unsere Gesellschaft einmüthig, daß es heute recht schön hier sey. Man scherzte, und jagte sich über Stock und Stein. Selbst Mariane ward ganz ausgelassen, und August trug sie vor übermäßiger Freude ganze Strecken weit in den Armen.

Als Wilibald auf dem Rückwege die Spitze von Otto's Hause durch die Gebüsche blicken sah, gab er dem Kapellmeister einen Wink, mehr seitwärts abzulenken. „Mariane sollte sie aber doch kennen!" dacht' er dann wieder, und blieb etwas zurück. In diesem Augenblicke ging der lange Michel quer an ihm vorüber. „Ist dein

Herr zu Hause?" fragte ihn Wilibald leise. „Keine Seele, sagte Michel freundlich. Alles ist dort unten und rottet Büsche aus. Und meine Jungfer geht eben fort und trägt den Arbeitern das Essen hinab."

„Nein, sie kann Marianen nicht gefallen!" sagte er still und erbittert. Er zürnte sich selbst darüber, daß er doch in Otto's Haus gewollt hatte. In diesem Augenblicke hätte er ihm Bitterkeiten sagen können. Es reute ihn sogar, daß er Micheln gefragt hatte. So unlustig ihn indessen Michels Nachrichten machten, so schnell ließ er sich doch wieder von der allgemeinguten Laune mit ergreifen, die während des Mittagsessens die Gesellschaft belebte. Die beiden Mütter waren von der milden Landluft so erbaut, daß sie selbst vorschlugen, unter den Linden Kaffee zu trinken.

„Sie erlauben uns doch, sagte der Kapellmeister zum Finanzrathe, daß wir diesen Sommer recht oft hier hausen dürfen?"

„O, das alte Haus, rief Mariane dazwischen, dürfen wir ja wohl nun nach und nach verwüsten?"

„Noch mehr als das! sagte der Alte, und nannte sie heute zum ersten Mal Du, und mein Töchterchen. Ich will auch von den diesjährigen Einkünften des Guts keinen Heller haben. Sie sollen dein seyn, und Ihr sollt sie hier verprassen — aber auch nur hier."

Sie fiel ihm um den Hals. Bis zur Zeit des ersten

Ertrags wollte er sogar einen Vorschuß thun. Augenblicklich bestellte sie nun Wilibalden zu ihrem Oberverwalter und Rechnungsführer. „Ich bin, sagte sie, eine junge Anfängerin; Sie sollen meine rechte Hand seyn, da ich Sie für den Ehrlichsten halte. Aber der kleinste Betrug wird sogleich den Verlust Ihres Dienstes nach sich ziehen.“ August wurde zum Justizminister ernannt, falls etwa die Gäste unartig seyn sollten.

„Vor allen Dingen, sagte Minelli, müssen wir ein Inventarium von musikalischen Instrumenten herstellen.“

„Und, fiel Pinius ein, auf der Ruine eine Werkstätte einrichten, das alte gothische Zimmer gehörig dekoriren;“

„Und, schrie der Assessor, den Grund zu einer Hainberger Bibliothek legen; eine Gewehrkammer, mit Rappieren, Säbeln, Jagdflinten —“

„Meine Herren, protestirte Mariane, indem sie einen Schritt zurücktrat, zerreißen Sie mich nicht, wenn ich bitten darf! Wofür hab' ich denn meine Kammer? Soll ich den Justizminister rufen?“ Eben umarmte er sie, und die Herren wandten sich an die Kammer. Wilibald berichtete in continenti ad Serenissimam, und es wurde zu Anschaffung der nöthigen Instrumente und Dichter eine hinreichende Summe bewilligt. Franz und Minelli sollten dazu committirt werden, die Summe zweckmäßig zu verwenden. Noch wurden, auf einen Official-

bericht der Kammer, verschiedene Bewilligungen zu Anlegung von Lauben und Blumenstücken im Gemüsgarten, zu schönen Gartenbänken, steinernen Tischen und Rasensitzen bei der Ruine und im Walde um den See her, auch zum Aushauen und Anlegen bequemer Fußwege am See gemacht; und endlich rückte die Nichte mit einer Supplik um einen größern Kahn hervor, welche unter lautem Beifalle durchging, und selbst dem alten Adams, welcher dazu kam, und über all' die Plane den Kopf schüttelte, ein billigendes Lächeln abzwang. Aber nun beschloß man auch, auf dringendes Bitten des Geheimenraths, denn der alte Kronach mischte sich nur noch als unparteiischer Dritter in die Sache, recht sparsam zu seyn, weil man sich die Lebensmittel nicht abschneiden dürfte, deren Zufuhr nur im höchsten Nothfall aus der Stadt her erlaubt seyn sollte.

Der Geheimerath versprach, sie nicht bankerott werden zu lassen, und die ganze Dienerschaft wollte Gut und Blut daran setzen, den Sturz ihrer Gebieterin abzuwenden.

„Dazu rath' ich nicht, sagte der Finanzrath. Was ich bestimmt habe, ist nun einmal in Ausgabe geschrieben. Aber weiter dürft Ihr auch auf gar nichts rechnen. Macht sie ein Falliment, so muß sie als eine unglückliche Prinzessin darben. Denn alles Schuldenmachen leide ich durchaus nicht."

August trieb jetzt ängstlich zur Abfahrt, um wieder an seinen Schreibtisch zu kommen. So lange wie heute hatte seine Lust und Herrlichkeit seit geraumer Zeit nicht gedauert; auf dem Rückwege versprach er Marianen unaufgefordert, diesen Sommer recht oft in Hainberg zu seyn, welches ihn ganz bezaubert habe.

Der Finanzrath ließ am folgenden Morgen sogleich den ihm empfohlnen Baumeister rufen. Er betrieb diese Angelegenheit mit einem Eifer, welcher sonst nicht in ihm lag. Dabei sprach er fast beständig von Marianen, und suchte den Kabinetsrath mehr als sonst von seinem arbeitsamen Leben zu ländlichen Geschäften und häuslichen Angelegenheiten hinzuziehen. Auch Wilibald zeigte viele Wärme für diese Sache. Er stellte alle Arbeitsleute, die er bekommen konnte, sogleich an, um die Verschönerungen in Hainberg recht bald, und Marianens Wünschen gemäß, fertig zu sehen. Da das Salen'sche Gut, Felseneck, zwei Stunden von der Stadt, und zwei Stunden von Hainberg lag, so war dieses Dreieck für die Zusammenkünfte beider Familien sehr bequem. Der Plan für den Sommer war der, daß Kronachs zuerst vierzehn Tage in Felseneck zubringen sollten; während dessen sollte Hainberg auch zum Uebernachten eingerichtet werden, und dann der beständige Zusammenkunftsort zwischen der Stadt und Felseneck seyn, bis der Herbst, und die Hochzeit Marianens herbeikämen.

Salen's reisten einige Tage darauf ab. Mariane war sehr bewegt, als sie im Kronach'schen Hause Abschied nahm. „Das kommt, sagte der Alte, davon her, daß du die Sache so weit hinausgespielt hast." Sie küßte zuerst ihren Bräutigam, dann die Mutter und den Alten, an dessen Halse sie so heftig zu weinen anfing, daß er selbst weich wurde.

„Adieu, Wilibald!" sagte sie dann zitternd, und reichte ihm die Hand.

„Denken Sie an Hainberg! sagte er freundlich. In Hainberg wird's schön seyn." Sie umschlang ihn wie außer sich. „O, wir müssen uns schon so früh trennen!" schluchzte sie, und hing sich wieder an Augusten.

„Bald kommen wir ja nach," tröstete der Alte, und sie flog fort.

Wilibald wurde einige Tage darauf von seinem Bruder sehr unangenehm aus der bisherigen Ruhe geweckt. Der Rath Sello hatte diesen gefragt, ob sein Bruder sich wohl zu der bewußten Stelle melden werde. Und August war, nach Wilibalds Meinung, so unbesonnen gewesen, ihm eine Antwort hierauf zuzusichern, um welche dieser nun sehr verlegen war. Er fühlte wohl, daß dieses Amt für ihn passe, daß es vielleicht im Staate das einzige ihm angemessene sey; ja, er hatte seit einiger Zeit gefunden, daß er selbst diesem Amte wohl besser als

Sello vorzustehen im Stande seyn werde. Aber des dürftigen Sello's Glück schien unter den vorliegenden Umständen fast einzig von Erlangung der Stelle abzuhängen; und dieser Gedanke machte ihm die ganze Sache völlig zuwider. Gleichwohl forderte es sein Vater fast unbedingt von ihm, daß er sich melden solle, weil besonders mit dieser Bedienung sehr schöne Aussichten in die Zukunft verbunden waren, und der Alte hatte ihm ja nur noch Zeit zu seiner eignen Ueberzeugung zugestanden, nicht Freiheit zu willkührlicher Wahl.

Das Beste schien ihm endlich, seinen Bruder zu bitten, daß er dem Vater nichts hiervon eröffnen, sondern Sello'n sagen möge: er sey noch nicht bestimmt. Sein Bruder war glücklicher Weise hierzu sogleich bereit. „Vielleicht, sagte Wilibald, bin ich so glücklich, da ich Zeit gewinne, indessen selbst etwas für Sello'n zu thun."

Dies letztere konnte er mit Grund hoffen, da der Minister allmächtig war, und allem Anscheine nach ihn vorzüglich schätzte. Er hatte ihm nicht allein bei mehreren Kollegien den gewöhnlichen ersten Zutritt verschafft, sondern ihn auch auf seine Bitte schon viele, und unter diesen einige wichtige Sachen arbeiten lassen, deren Behandlung sein Bruder, der ihm hier alles galt, gebilligt, und der Minister öffentlich gelobt hatte. Einst gestand ihm der Graf selbst bei Durchgehung einer seiner Arbeiten, daß schnell und gutgefaßte Gesichtspunkte, einfacher aber voll-

ständiger Plan, und richtige Ordnung der Gedanken ihn vor vielen guten Arbeitern auszeichneten. Ueber die bewußte Stelle hatte er indeß noch nie mit Wilibalden zu reden angefangen. Dieser bemerkte aber einige Male, daß ihn der Graf plötzlich rufen ließ, um über eine bestimmte Angelegenheit mit ihm zu reden, mit welcher er ihn dann immer bis auf die kleinsten Details bekannt machte. Dann sah er es gern, wenn Wilibald mit seiner bescheidenen Freimüthigkeit sich nun weitläufig über die Sache herausließ, wobei er ihn nie unterbrach, zuletzt gewöhnlich viel heiterer ward, und dann meistens äußerte, sein junger Freund denke sehr richtig über die Sache. Der kluge Mann schämte sich nicht, seine Meinung dem Urtheil eines jungen Kopfs, dem er genugsame Diskretion zutraute, und der hier ganz unparteiischer reiner Mensch war, zur Prüfung zu unterwerfen. Dagegen war Wilibald auch versichert, daß ihn der Graf mit keinem halbwahren Satze gegen sich aufkommen ließ. Aber diese Freundschaft des Ministers gab ihm gegründete Hoffnung, daß auch einst sein erstes Gesuch gewiß keine Fehlbitte seyn werde.

Um diese Zeit that die Gräfin einen Schritt, welcher von der höhern Klasse durchaus gemißbilliget und von der ganzen Hauptstadt auf sehr verschiedene Art beredet wurde. Es war ein allerhöchster Geburtstag; bei dieser Gelegenheit gab der Minister unter andern einen Prachtball, wozu

eigentlich nur der Adel gezogen werden konnte. Einige Tage vorher eröffnete die Gräfin Wilibalden, er werde eine Einladung erhalten. Dieser verbat es, und führte zum Hauptgrunde hiervon an, man würde glauben, seine Familie suche ihren alten Adel wiederum geltend zu machen.

„Gut, sagte sie, daß Sie mich hieran erinnern. Ich muß und will einmal der Welt zeigen, wen man achten soll.“ Sie drückte mit einem gewissen seelenvollen, schwärmerischen Lächeln ihre Hand auf seine Lippen, und brach das Gespräch ab. Des andern Morgens bekamen zugleich mit dem Assessor auch er, Minelli und Pinius Billette. Franz wollte sich todt lachen. „Es wird, sagte er, Gesichter setzen, zum Küssen! Die Sache kann aber nun nicht mehr geändert werden. In jedem Falle verlaßt Euch nur auf den Grafen; ich kenne ihn über diesen Punkt schon.“

Salen's waren bereits in Felseneck, und man hatte sie nicht einladen lassen. Pinius und Minelli wußten jeder eine sichere Partie zum Tanze; nur Wilibald, dem die Sache überhaupt, seiner Privatgründe wegen, nicht angenehm war, hatte keine bestimmte Aussichten, da Mariane abwesend war. „Sie mag es ausfechten!“ dachte er endlich, und ging mißvergnügt auf den Ball.

Die Gesichter waren freilich so, wie man sie erwartet hatte. Allein bald wäre die Sache doch ernsthafter

geworden. Sie schickten einen streitbaren Officier an Minelli, weil ihnen dieser der Flüchtigste schien. Der Mars mußte ihm eine Frage wegen des Orchesters thun. Dem hitzigen Kapellmeister, der hier die Kunst angefallen sah, schoß augenblicklich der Kamm, und er sagte Jenem eine französische Zweideutigkeit, deren Beantwortung sogleich entscheidend seyn mußte. Franz stellte sich an die Seite seines Freundes. Aber im Hui nahm der Graf das Wort auf eine so eingreifende, und zugleich doch so unwiderstehliche Manier, daß die Aeußerungen des Officiers unvermerkt zur Verbindlichkeit wurden, und an keine weitern Folgen zu denken seyn konnte. Man setzte sich erst nachdem der Ball eröffnet war zum Spiele; die Gräfin war nicht wohl, und wußte Wilibalden zu ihrer Spielpartie zu ziehen. Dieser mußte den Grafen bewundern, wie unmöglich er es machte, Minelli und den Maler in irgend ein Gespräch zu verwickeln. Erst als beide wirklich tanzten, nahm der Graf seinen Abschied von der Gesellschaft, und ging zum Spieltisch.

Nach einer Stunde raunte Franz unserm Helden ins Ohr, Minelli lehre sie schon Tänze und Künste, und Pinius habe vorgetanzt; der Officier sey ihr bester Freund. Die Sache ging natürlich zu. Man hatte vorher geglaubt, alles sey eine eigensinnige Laune der Gräfin, und der Minister werde, sobald man sich dagegen setze, zur Vernunft zurück kehren, und sich leidend verhalten.

Alle deßfallsigen Versuche vor dem Balle waren freilich bereits mißglückt, und der Officier, ein sehr wackrer Mann, hatte seine Rolle nur ungern übernommen. Nach dem entscheidenden letzten Schritte des Grafen war aber nun nichts weiter übrig, als, sich für diesmal zu fügen. Dazu kam, daß zufällig dieser Officier und unsere vier Freunde die besten Tänzer waren, und daß Jener sogleich im Anfange mit einem Neveu des Grafen über einen Tanz in Streit gerieth, welchen Pinius auf die an ihn gelangte Appellation ihrer Damen zum Vortheil des Officiers entscheiden konnte und mußte. Die Frauen, welchen es, des starken Spiels wegen, an Tänzern fehlte, waren schon beim Anfange von den beiden leichtfüßigen Künstlern erbaut; es wurde bald zur Mode des Zirkels, mit ihnen zu tanzen, und nun kam in kurzer Zeit ein Leben in diesen Tanz, welches man weder vorher hatte hoffen können, noch sonst von dergleichen Bällen gewohnt war. Und darauf eben hatten die Gräfin und ihr Gemahl gerechnet. „Man muß nun, hatte der Graf zu Wilibalden gesagt, unsere Männer selbst gewähren lassen. Aechte Sitte und Künstlertalent bahnen sich selbst, bescheiden, aber sicher den Weg, auch durch die ängstlichsten Vorurtheile. Des Künstlers inwohnender Gott muß sich überall verkündigen, überall glorreich die irdischen Meinungen überwinden.“

Jetzt, da der harmonische Wirbel im großen Um=

triebe war, sagte die Gräfin, indem sie ihre Karte abgab, zu Wilibald: „Wollen wir's doch einmal versuchen?" Der Graf bemerkte es, und rieth ihr ab. „Guter Ludwig!" sagte sie und küßte dankbar und zärtlich seine Hand. „Nur dies noch!" — Die Erscheinung war im Saale, nach der jetzigen Lage der Sachen, im Ganzen willkommen. Gegen Wilibalden hatte man, aus den erwähnten Ursachen, am wenigsten einzuwenden, und überdies war seine Familie, als eine der reichsten und wohlthätigsten, allgemein beliebt und geehrt. Auch war der Geist der Lust schon mächtig über die Frauen gekommen, und die Meisten hatten der Tyrannin verziehen. Minelli mußte jetzt einen allgemeinen Tanz erbauen; wie ein Genius der Kunst schwebte er durch die Reihen, und seine blühende Beschützerin führte das Ganze so aus, daß am Ende sich Jedermann sagen mußte: sie ist doch ein höchstliebenswürdiges Weib! Unmittelbar darauf setzte sie sich erschöpft an den Spieltisch, ließ ihren Tänzer im Saal, und dieser fand am Morgen, daß er noch nie so viel und so gern getanzt habe, als diese Nacht.

Des folgenden Abends wurde der Fall im Konseil unserer Freunde genau untersucht. Fast alle Meinungen fielen dahin aus, die Gräfin habe Unrecht gehabt, besonders, da sie keine Damen bürgerlichen Standes eingeladen hatte. Selbst Franz trat diesem Urtheile bei. „Ich müßte, sagte er, wohl vorsichtiger mit meiner Meinung

seyn, wenn Ihr mich nicht alle so genau kenntet. Soll einmal eine Gesellschaft aus einer gewissen Klasse bestehen, soll etwas in Stand und Rang gesetzt werden, so muß sie auch diesen Begriffen gemäß wirklich versammlet werden, oder selbst ihr Name verändert sich eben sogleich. Daß die Sache hier gut, und sehr gut ging, lag blos in der eignen Grazie der Gräfin und in der außerordentlichen Gewandtheit ihres Mannes, zum Theil aber, ohne Ruhm zu melden, in Euch selbst. Allein, es blieb doch immer ein Machtspruch, der erhitzen mußte, und vielleicht erbittern wird."

Pinius zuckte die Achseln über den Assessor, und meinte, die Sache an sich sey und bleibe gut. Aber man könne die Gräfin der Eitelkeit beschuldigen, und, daß sie ohne Kopf gehandelt habe. Dergleichen Versuche seyen nämlich immer zu loben, und die Welt im Ganzen billige sie auch. Die Erfahrung habe aber gelehrt, daß so viele Beispiele, die von Königen, großen Männern und erhabnen Frauen gegeben worden, bis jetzt ganz fruchtlos geblieben, und oft nur Erbitterung zur Folge gehabt. „Der Stolz unserer Klasse, fuhr er fort, wird eigentlich dadurch weit mehr gekränkt als geschmeichelt. Ich wäre auch sicher nicht auf den Ball gegangen, wenn nicht die Gräfin, die mir in hohem Grade werth ist, einmal ihren Ruhm darin gesetzt hätte. Warum wollen wir durch Gewalt, durch Revolution, eine Sache durchsetzen, die da-

durch nur schlimmer werden kann, und deren Berichtigung einzig der Zeit und Bildung vorbehalten bleibt. Unsere Bürgerklasse muß hier nothwendig die ersten Schritte thun, und durch die allgemeine gute Meinung sich sanft heben und annähern. Sie enthält jetzt bei weitem die meisten Gebildeten; aber sie ist nicht die gebildeteste Klasse. Statt die ruhigste zu seyn, weil sie die größte ist, zeigt sie sich als die erbittertste, und wird dadurch die belachenswürdigste." Uebrigens hatte ihm die Ministerin heute versprochen, die Sache vor der Hand nicht weiter zu treiben.

Minelli war der nämlichen Meinung, und ärgerte sich, daß er die Einladung angenommen hatte. „Und laßt, sagte er, morgen den Grafen entfernt werden, so singen wir übermorgen ohnehin das alte Lied. Man muß es ihr begreiflich machen, daß das gute Ende dieser Sache blos ein Geschöpf des Zufalls war. Man muß ihr künftige Uebel zu beweisen suchen, damit sie die Absurdität des Schlusses: post hoc, ergo ob hoc, einsehen lerne, an dessen Krankheiten die Frauen hauptsächlich leiden."

Nur unser Held fand etwas ganz Reines und Erhabnes im Schritte der Gräfin. Er war sehr dafür, die willkührliche Sitte zu ehren; er erkannte alle die köstlichen, beneidenswerthen Attribute, womit Geburt die Menschheit ausstattet, und jenen glücklichen Vorsprung

zu den höhern und schönern Lagen des Lebens, welchen sie gibt, gern und willig an. „Aber, sagte er und faßte Pinius schwärmerisch bei der Hand, kommt das alles wohl in Betracht gegen eine reine menschliche Natur, im ursprünglichen, wirklich angebornen Besitze des Schönen, unabhängig von Stand und Glück, ja Welt und und Zeit? O, es gähnt noch eine schreckliche Kluft zwischen uns und den Genossen der alten Republiken!"

„Faß dich, Freund! sagte Pinius lächelnd. Du machst die Künstler stolz, und das ist gut. Aber, überlege wenigstens diesen nüchternen Satz: So lang unsere Klasse, als Klasse, nicht sanft und kräftig hinauftritt, so lange bei allen solchen einzelnen Versuchen das Wort Herablassung noch einigen Sinn behält, sind auch diese nicht nur als fruchtlos, sondern auch fast immer als Geburten der Eitelkeit, des Irrthums — oder auch wohl (setzte er schärfer hinzu) einer individuellen Leidenschaft, zu betrachten."

Die letzten Worte des Malers gaben zwar dem hohen Sinne Wilibalds einen empfindlichen Stoß; aber seinen Glauben an die lautern Beweggründe der Gräfin konnten sie dennoch nicht verlöschen. Er war jedoch, von dieser Zeit an, dem Unterschied der Stände von Herzen gram, und die leichtesten Scherze der Gräfin selbst, wenn sie auf diese Materie mit ihm zu reden kam, vermochten

ihn nicht mit dem stillen langsamen Gange der Zeit und Bildung auszusöhnen.

Er fand auch jetzt die Abendmelodieen seines lieben Webers klagender und bedeutender als je. „Ich verstehe deine Elegieen wohl, du verlassener Künstler!“ lispelte er oft gegen die Wand, welche zwei Freunde schied. „Das eigne Leben hat mir schon ihren Sinn aufgeschlossen. Unsere Töne sind nur Ein Ruf. Sie klagen um dich, du schönes Volk der Hellenen! Ach, du warst der herrlichste Zweig der Vorwelt! Deine Blüthen duften nur noch aus den Fernen der Vergangenheit herüber, du letzter der reinen Menschenstämme!“

Mit vollem Herzen kam er, in Gesellschaft Augusts und der Eltern, nach Felseneck. Gleich einige Stunden nach seiner Ankunft konnte er ohne Zeugen sich gegen seine Mariane von diesem Kummer und Unmuth entlasten, und da fand er sein wahres Echo. Fast jeden seiner Gedanken hatte sie schon gedacht; alle seine Sätze nahm sie in der Hälfte auf, um sie ganz in seinem Sinne zu vollenden. Und dies versöhnte ihn mehr mit der Welt, als alle Gründe seiner Freunde.

Felseneck war ein reizender Aufenthalt. Das Schloß lag an einem großen Garten, der einige sehr liebliche Partieen enthielt, und sich auf der Südseite in einem schönen Wald endigte. Marianens Eltern waren nicht reich, aber unverschuldet, und es herrschte in dem Hause

überall ein feiner Geschmack und sparsamer Ueberfluß. Dabei war der Geheimerath die Gastfreiheit selbst, und seine Gattin gehörte zu den Frauen, die dem Manne in Rücksicht des guten Hausregiments und der vollkommnen innern Einrichtung nichts zu wünschen übrig lassen. Fremde, und besonders so werthe Gäste wie unsere Kronach'sche Familie, mußten daher in diesem Hause die herrlichste Existenz haben. Hauptsächlich war der Kabinetsrath hier ganz an seinem Orte. Er hatte nur wenige Arbeiten mit herausgenommen, und sich zu einer vierzehntägigen Faullenzerei, wie er es nannte, präparirt.

Die drei Geschwister freuten sich des aufblühenden Jahres, und Mariane suchte ihre Freunde davon zu überzeugen, daß ein schönerer Garten doch auf dieser Erde nicht zu finden sey, als der ihrige, wo ihr jedes Plätzchen noch aus der lieblichen Jugend her merkwürdig war; wo sie jede Stelle genau kannte, welcher die oder jene Grasblume, hier das röthliche Osterschellchen, dort die gelbe Sternhyazinthe, nun bald entblühen mußte; wo noch jedes längst verödete Vogelnest unbeschädigt in der Hecke stand, und wo jede Rasenbank sie an eine mit ihrem Bruder genossene Freude, oder gegen ihn gelieferte Schlacht, erinnerte! Wegen des anstoßenden schönen Laubwaldes und eines mitten im Garten befindlichen Teichs liebten die Singvögel vor allen diesen Ort, der über-

haupt, seiner Lage wegen, immer acht Tage eher Sommer hatte, als die übrige Gegend.

Wilibald stahl sich gegen Abend weg, um die Gegend zu besehen. Er stieg einen Hügel hinan, auf dessen Spitze er einige einzelne Bäume und Büsche bemerkte, die, ohne der Aussicht zu schaden, dort oben einen wirthlichen Aufenthalt gewährten. Die Aussicht war sanft, weit, und ohne zu viele Unterbrechungen. In der Ferne sah er die Ruine von Hainberg in der Abendröthe glühen, und sein Blick ruhte unwillkührlich eine Zeitlang sehnsuchtsvoll auf ihrer ernsten Gestalt.

Die Gruppe von Bäumen, unter welchen er stand, war eine der malerischsten. Mitten eine große uralte Eiche, die wohl schon dem grauen Alterthum Obdach und Schatten gegeben hatte, mit knotiger aufgerissener Schale und weißem ehrwürdigem Moos umgeben; um die Eiche herum einige schöne Hain- und Rothbuchen, und eine Menge junger Birkenschößlinge. Aus den alten rothgelben Herbstkapseln am Buchengestrüpp flammte das junge Laub, wie ein grüner Lichtbüschel, hervor. Die Birken hatten schon ganze Blättchen, und flüsterten süß in der Abendluft, und selbst an den schwärzlichen Sprossen jenes alten Baumes trieben schon die grünen Punkte bedächtlich hervor. Alles strebte mit Kraft heraus ins Leben.

Gegen Mitternacht hin endigte sich der Hügel in

einem schönen großen Waldkopfe, in welchem das erste Grün trieb. Der Wald in seinem ersten Schmucke, beim Untergang der Sonne, war für Wilibalden ein sehr merkwürdiger Naturgegenstand. Die gelben sonnigen Birkenwellen im Abstich gegen das Blaugrün eines jungen Dickigst; zwischen ihnen die blätterlosen braunen Eichenäste, und hier und da saftgrüne Frühbuchenpartieen; die röthlichen Knospenheere im dichtern Walde hinauf; die dunkeln und wieder blendendweißen Stammlinien; die gelben und rothen Herbstblätter, die vom Boden noch durchschimmerten, und die Abendsonne, die in diesem allen so freundlich lebte, daß das Ganze in einem rosigen Meere zu schwimmen schien, daß der weite Waldberg zum Aufenthalt zahlloser spielender Sonnenstäubchen und vielfarbiger Flämmchen ward, bezauberten den Jüngling bis zur Schwärmerei. „O, rief er aus, dieser rosige Zauber, in dem alles das herumfließt, dieses röthliche Heiligthum des Waldes, worin man liebliche Zauberwesen anzutreffen wähnt! Hat denn wohl die Natur etwas milderes als einen solchen Anblick? Und das Spielen der Myriaden Luftinsekten; die vielen zirpenden Vogelstimmchen, machen das ganze Bild noch lebendiger. Ich erwarte den Augenblick, wo die große Feenwelt ins volle Leben heraustritt, und mich in artikulirten Tönen, in Chören, ansingt!“

Er ging bis an den Wald, so, daß zwischen ihn

und die Sonne einige schon völlig grüne Trauerbirken zu stehen kamen. „Die junge Birke, rief er wieder, hat gar keine Blätter! Sie schimmert dort wie ein Funkennebel aus grünem Golde gewebt. Welcher himmlische Glanz! O, wie schmückst du dich so bräutlich, Natur! Wie springen alle schwellende Knospen deines Reichthums so triumphirend auf!" Die sinkende Sonne hinter den Birken schmerzte seine Augen nicht, und, wie die Vögel, sang ihr sein Herz noch mit letzter Kraft ein Lebewohl. Jetzt war sie gesunken, und all die Herrlichkeit verging hier, verschwamm dort; nur die kleinen Kehlen hallten ihr noch wehmüthig nach. Der Strom im Thale, jetzt dunkel beschattet, schien langsamer zu ziehen, und die Fischerkähne fuhren heimwärts und landeten bei der stillen Hütte. Sein letzter Blick fiel auf Hainberg. „Gute Nacht, meine Freunde!" rief er im Traum, und fühlte sich jetzt im Erwachen erhitzt und erschöpft zugleich. Trunken stieg er herab.

Beim Eintritt in den Garten flog ihm Mariane entgegen. „Ist das redlich gehandelt, sagte sie mit schmelzendem Tone, daß der Gast meines Herzens heimlich zu jenem Lieblingsörtchen schleicht, ohne mir zu winken? Ist denn alle Herrlichkeit dieses Frühlingslebens etwas werth, ohne eine nachbarliche Seele, die sie traulich mitgenießt?" Sie schlang den Arm um ihn, um an seiner Brust zu ruhen. Dann lief sie fort und brachte ihm Veilchen,

Maaßlieben und Blüthenknospen, um ihn damit zu schmücken. Sie bot ihm Rebensaft, sie holte ihm Kuchen von der Gartenbank, und gab ihm frisches Wasser aus dem Springbrunn zu trinken. Dann umarmte sie ihn wieder, und rief, die Augen gen Himmel gewandt: „Ach, nun habe ich ja nichts mehr!"

August kam mit Franzen, der eben auch angelangt war, dazu. Die jungen Leute spielten Haschens um die frischgegrabenen Beete her, und wer auf ein Beet trat, bekam einen Plumpsack. Nur die einbrechende Nacht, und mehrere Boten von den Eltern trieben sie endlich ins Schloß.

Jeder bekam nunmehr völlige Freiheit, seine Zeit alle Tage wie und wo er wollte zu verthun. Nur beim Frühstück, zur Tischzeit, und beim Eintritte der Nacht durfte Niemand fehlen. Der alte Kronach hatte auch vom Geheimenrath so viel Oekonomie zu erlernen, und die Mütter hatten so viel über die Zukunft zu verabreden, daß man sich um das junge Völkchen wenig bekümmerte. Dieses führte ein so lustiges Leben, als man erwarten konnte. Die schöne Witterung war recht eigentlich für sie da. Zum Spiele kam man äußerst selten, und wann es geschahe, so spielten blos Wilibald und Franz; August hingegen schien für nichts Sinn zu haben, als für Liebe zu seiner schönen Braut, und für ein ewiges Singen, Springen und Lärmen. An's Arbeiten dachte er gar

nicht mehr; Mariane, und dieses kostbare Landleben hatten ihn ganz hingerissen. Die Braut selbst war äußerst zärtlich gegen ihn, aber ohne alle Leidenschaft. Sie war eben so froh wenn er nicht da war. Täglich hörte man den Wunsch von ihr: „Könnt' ich doch diesen Frühling ewig fest halten!" Wann August nur von ferne darauf anspielte, wie viel theurer ihm der Herbst sey, so brach sie schnell ab, und nur wenn Franz dabei war, zwang sich die Freundliche zuweilen, von ihrer Verbindung zu sprechen, welches sie dann meist im scherzenden Tone that.

Salen's hatten den Minister mit seiner Gemahlin auf eine Nacht nach Felseneck gebeten, und an diesem Tage zugleich ein großes Diner für ihre Freunde aus der Stadt veranstaltet. Mariane brachte Wilibalden die Nachricht, daß es der Graf zugesagt habe, in den Garten. Das morgende Diner war ihr recht, weil Pinius und Minelli auch mit kamen. Aber Graf und Gräfin wollten ihr nicht gefallen.

„Und warum? fragte Wilibald. Wir sind ja beiden so gut!"

„Ich fürchte mich, sagte sie, vor der Gräfin. Sie ist so wunderschön, und so leichtsinnig. Und sie nimmt mir meinen Freund immer weg, und dann bin ich ohne Dich allein!"

Sie hatte ihn noch nie Du genannt. Er ward nachdenkend, und sie schien auf einmal über etwas zu erschrek-

ken. Bald aber war sie wieder die Vorige, und je stiller er wurde, desto mehr scherzte sie, und trieb ihn so zur Lust, daß er endlich wieder mit einstimmte. Diesen Abend hing sie inniger als sonst an ihrem Bräutigam, und einmal weinte sie lang an seinem Halse.

Des andern Tags, als Wilibald auf seinem Zimmer an einer Blume für Marianen zeichnete, glaubte er auf einmal, aus einem langen Traume zu erwachen. Die Wärme, womit sie ihm am ersten Abend im Garten entgegen gekommen war, — die Vermuthung, daß sie ihn dort auf seinem Gange beobachtet, und vielleicht lange auf ihn gewartet habe, — und das gestrige Mißvergnügen über die Ankunft der Gräfin, von dem auffallenden „Du" begleitet: — alles dies fiel ihm wieder ein, und es überlief ihn kalt. „Heiliger Himmel, rief er, was ist das! Sollte meine erste Ahnung doch eingetroffen seyn?" Er gerieth in eine niegefühlte Angst, und nahm sich nach langem Sinnen endlich vor, die Gräfin zum Probirsteine von Marianens Herzen zu gebrauchen.

Ein rollender Lärm zog ihn ans Fenster. Große Galawagen fuhren vor; desperate Figuren und podagrische Maschinen ließen sich herausheben; Sterne, Bänder und Gestein blendeten seine Augen; muthige Ritter sprengten heran; von fern erblickte er schon die Equipage des Grafen, und auf der Treppe schrieen ihm jetzt Pinius und Minelli entgegen.

„Du wirst erstaunen, stöhnte der wüthende Minelli, über die Gräfin!"

„Ein göttliches Weib, sagte Pinius, sobald sie nur will!"

Wirklich war sie auch Wilibalden noch nie so schön erschienen, wie jetzt, als Franz und sein Vater sie aus dem Wagen hoben. Ihr Anzug war blaßlila. In den Haaren trug sie einen einzigen großen Stein.

„Wir müssen doch sehen, wo Sie geblieben sind!" sagte sie sanft, wie sie an unserm entzückten Freunde vorüber floß.

Die unzähligen Bemerkungen, die unsere vier Männer bei Tische, wo sie in einer glücklichen Observationskreuzung zu sitzen kamen, über Gesichter und Gespräche machen konnten; der Scharfsinn der Gräfin, womit sie zuweilen dergleichen Bemerkungen unmittelbar von den Augen auffing, und Marianen auf eine witzige Art laut mittheilte; die Angst, worin mancher schwebte, wenn sich die Boshafte mit ihren Entdeckungen an die beleidigten Theile selbst, oder, je nachdem die Kakomanie auffallend oder interessant war, an den Grafen zu wenden schien, und die bewundernswürdige Fassung, womit sie jede Gränze des Anstandes heilig hielt, machten ihnen dieses Mittagsessen zum wahren Göttermahle. Mariane war bezaubert von der Gräfin, und diese hing, wie es schien,

heute mit besonderer Zärtlichkeit an Marianens reizender Gestalt.

Nach der Abfahrt der Gesellschaft theilten sich die Zurückgebliebenen, wozu auch ein Fräulein Luise aus der Nachbarschaft, eine Freundin Marianens, gehörte, in zwei Parteien. Der Graf hielt sich zu den Alten, und verlangte in den Garten. Die Gräfin wollte mit dem jungen Volke weiter. Man brachte den Anzug in Ordnung, und zog hinaus in die Mitte des Waldes, auf einen ebenen Platz, wo ein Tisch mit Bänken stand. Lebensmittel und musikalischer Apparat wurden nachgetragen.

Der frische grüne Rasenplatz, von der Hand des Frühlings mit süßduftenden gelben Schlüsselblumen besäet, und das vielfarbige Grün der hohen jungen Waldbäume rings umher, unter dem verengten Zelte des wolkenlosen Himmels still aufstrebend, stellte ein kleines, aber liebliches Bild des Jahres in seiner Kindheit, eine Art von stillem, häuslichen Lenze dar, in dessen Anschauen jedes Herz sich neuerschaffen fühlte, und selbst Franz sich gerührt fand.

„Ich muß gestehen, sagte er mit seiner gewöhnlichen Schnödigkeit, daß ich das alles wirklich schon viel schlechter gesehen habe. Freilich in der Stadt neigt sich jede solche Ansicht doch noch mehr zum Ideal, als zum Exempel hier in diesem dumpfen Winkel. Der prächtigste Schauplatz zur Betrachtung der ersten schönen Frühlings-

tage bleibt für mich immer der geplattete Gang um den Wall herum. Man hat dort überall nur einen mäßigen Büchsenschuß bis zum Sonnenschein, und befindet sich doch im Schatten. Alles lacht, und alles Lachen hat doch, nachdem man's nimmt, auch einen elegischen Zuschnitt; alles scheint zu erwachen, wie hier; aber man weiß noch nicht so recht, wozu? Die Dichter singen aus dem zehnten Stockwerk über den Stadtgraben weg, wie die Stieglitzen; die Ehemänner rennen herum, werfen ihre Gehörne ab, und werden vom zweiten Kopfe jagdbar...."

„Salen! sagte die Gräfin, und drohte ihm lächelnd. Ich bin heute Ihr Gast." — Er warf sich vor ihr auf die Knie, und schwur, er wolle heute nie mehr reden, als ihm die Gottesfurcht erlaube.

Die Gräfin ward hier so ganz zum lieblichen Kinde, daß man alle Verhältnisse bald vergessen, und sie nur als Gespielin, als liebes Mädchen betrachten mußte. Es wurde aus einer Flöte, Geige und einem Tambourin eine Art Orchester gebildet, wozu man alles mögliche Wilde sang. Das Tambourin lockte bald den Tanz herbei, und Minelli war wieder recht in seinem Fach. Er führte mit der Gräfin einen französischen ländlichen Tanz auf, wobei sie das Tambourin zuweilen wechselten. Sie war dieses Instrumentes vollkommen mächtig, und die heilige Lust schien in allen ihren Mienen zu glühen, wenn sie es in den Lüften herumwarf. Es konnte bald

Keiner mehr die Füße still halten. Tanzend und spielend zugleich mißbrauchte man Geige und Flöte erbärmlich, und Jeder wirbelte herum, ergriff den Andern, und riß ihn mit sich fort, bis den Bacchanten der Athem verging. Mariane war schön wie ein Engel.

„Wir sind alle völlig toll, sagte die Ministerin und setzte sich. Aber so gut ist mir's lange nicht geworden! Tanzen und Schlagen greift sehr an, und die trägen Glieder wollen das schlagende Herz im Stiche lassen."

Pinius glaubte gefunden zu haben, daß das Tambourin nothwendig nur von Weibern müsse geschlagen werden, wenn gleich des Kapellmeisters Spiel das vollendetste gewesen sey.

August sagte, e hätte das alles niemals hinter dieser albernen kleinen Schellentrommel gesucht.

„Das herrliche Ding, sagte Minelli, enthält alle konzentrirte Tiefe der Pauken, ja der Trommeln. Sein abenteuerliches Summen und der wilde Klang seiner geweihten Bleche liefern ein vollständiges dithyrambisches Orchester in nuce."

Sie liefen nun, da der Abend einbrach, um die Wette nach dem Garten zurück, und Wilibald sprang mit Marianen und der Gräfin noch seitwärts in den Gebüschen umher, um Waldblumen zu suchen. „Wenn ich doch, sagte die Gräfin, die vielen Singvögel, und die tausend herrlichen Blumen, und Euch selbst morgen

mitnehmen könnte! Aber ich habe Hoffnung, daß mir der Graf bald einen großen Garten vor der Stadt kauft und einrichtet; dann sollt Ihr zu mir kommen und mein Blumenleben mit mir theilen."

Wie sie Blumen genug hatten, mußte Wilibald sie und Marianen damit putzen. „Heiliger Gott, rief sie wieder, wie schön ists heute bei Euch!" Sie küßte schwärmerisch Marianen, und sagte im zärtlichsten Tone: „Guter Wilibald!" Sie lud ihn zum Kuß ein; er schloß sie in die Arme; sie umschlang ihn, und ruhte freundlich auf seinen Lippen. Aber Mariane tanzte blaß und wild um sie herum und tobte im Verbergen eines ungeheuern Schmerzes. Wilibald bemerkte, daß die Gräfin Marianen einen Augenblick ängstlich fixirte, und dann seufzte. In diesem Moment hingen die Freundinnen wieder fest an einander. Es war eine schreckliche Umarmung für unsern erstaunten Wilibald.

Schnell riß sich Mariane in ein scherzhaftes Gespräch, und bat in ihrer Trunkenheit die Gräfin, oft hierher zu kommen, da der Graf nach einigen Tagen eine Reise machen wollte. Als sie in den Garten traten, äußerte die Gräfin, es wäre schön, wenn Wilibald morgen wieder in die Stadt gehe, da man ihn beim Konzerte vermissen werde. Wilibald, welcher gedankenschwer einherschritt, gab eine zweifelhafte Antwort, und Mariane lief schnell auf die Gesellschaft zu. Er trennte sich

bald von den Uebrigen, und ging trübsinnig hinter der Kirschhecke hin. Im Umsehen stand Mariane vor ihm. Ihr Gesicht brannte in hoher Gluth. „Wilibald, sagte sie mit einer Stimme, die in einer herzdurchschneidenden Melodie kraftlos herumwankte, wenn Sie morgen nach der Stadt gehen, so machen Sie mich ganz elend." Sie schien dem Sinken nahe, raffte sich auf, und flog wieder zurück.

Die Gesellschaft ging eben in's Schloß, und unser Freund setzte sich in die Dämmerung hin, um sich ganz seinem Grame zu überlassen. Da hatte er nun auf einmal die schreckliche Probe, noch eh' er selbst sie zu machen gewagt hatte! Er untersuchte sein Betragen, und fand darin keine Veranlassung zu diesem Unfall, als höchstens die, daß er nicht eher aufmerksam geworden sey. Aber selbst der beruhigende Gedanke, daß er fehlerfrei gehandelt habe, öffnete ihm nur eine Wüste fremder Gefühle, worin er nichts erblickte, als die bleiche Gestalt des Unglücks. Einen Entschluß zu fassen, war ihm unmöglich, und erst auf seinem Zimmer fiel ihm ein, daß er vor allen Dingen, eh' er sich bestimme, nothwendig seinem Bruder alles entdecken müsse, um sich dann gemeinschaftlich mit diesem über die mögliche Rettung zu berathen.

Die Thür öffnete sich, und Mariane trat mit einem Lichte herein. „Erschrecken Sie nicht vor mir, sagte sie sanft. Mariane hat keinen Freund. O Franz, Franz!"

Das ergriff ihn mächtig. Er schloß sie fest an sich, und ließ ihr Herz ausweinen. Dann wollte er seinen Bruder rufen.

„Du theurer Mann! sagte sie jetzt mit Fassung. Sey doch mein Freund. Sieh, du glaubst, ich liebte dich, und das ist kindisch. Ich liebe ja unsern August, und er ist mein Bräutigam."

„Mariane, rief er, wenn du den Werth eignen und fremden Glückes fühlst, wenn du nicht die Giftmischerin der Zukunft seyn willst, so öffne jetzt dein Herz an dieser Brust. Das meinige schlägt ihm rein und liebevoll entgegen. Mariane, wen liebst du?"

Sie schien sich einen Augenblick zu bedenken, und sah flehend und ängstlich zum Himmel. „Ich glaube, Franz kommt, sagte die Unglückliche leise. Wir wollen nicht so stehen."

„Nicht doch, rief er, alles ist stille. Und, laß ihn kommen! Er ist unser Bruder, unser Freund, theure Schwester!"

„Also, fuhr sie heftig zitternd fort, sey kein Kind, Wilibald, sondern höre, wie ichs meinte. Soll ich diesen lieben Mann der verderbten Gräfin hingegeben sehen, — dieses reine Herz? O, das macht mich so unaussprechlich elend. Und wer, wer soll dich davor warnen, als die arme Mariane?" Ihre Stimme war zuletzt wieder fest. Sein ehrlicher, wahrer Sinn ließ sich bald

überzeugen. Sie selbst war von seiner Unschuld in Rücksicht der Gräfin noch leichter zu überzeugen, und seine feierliche Zusage, daß es immer so bleiben solle, ließ ihr schon wieder die reinste Freude aus den Augen strahlen.

„Also bleibst du?" sagte sie.

„Ich wäre ohnehin geblieben."

„O, mein freundlicher Engel!" rief sie, und hing an seinen Lippen. „Aber rede auch nie wieder so!" Sie ging froh und munter mit ihm zur Gesellschaft.

Unter Scherz und Spiel wurde der Abend verbracht. Man sah bei dieser Gelegenheit mit Bewunderung, was der Graf als Gesellschafter, als Freund, als zärtlicher Mann seyn konnte, sobald er seinen Geschäften entflohen war; und Jedermann mußte zugestehen, daß dieses Ehepaar, auch neben einander wirkend, unwiderstehlich sey. Mariane zeigte viele Heiterkeit, und sah nur zuweilen Momente lang starr auf eine Stelle. Sie unterhielt sich fast mit Niemand als mit der Gräfin und mit ihrem August.

Beim Abschied des andern Morgens sagte die Gräfin zu Wilibald: „Wenn Sie nicht bald wieder in die Stadt kommen, so besuchen wir Sie auch nie in Hainberg." Sie hatte Marianen gebeten, einige Wochen bei ihr in der Stadt zuzubringen, welches diese annahm.

Der Kapellmeister und Pinius reisten erst des Nachmittags ab. Minelli wollte seinem Freunde eine scharfe

Vorlesung wegen der Gräfin halten. „Ich weiß, sagte er, daß du wahr bist; sage, wie du mit ihr stehst! Ueberlaß mein Herz nicht der Eifersucht, diesem Kinde des Elends, dessen qualvolles, sterbendes Leben nur die Dolchstiche verrätherischer Liebe fristen!“ Wilibald beruhigte ihn hierüber völlig, und bat ihn mit aller Wärme eines Bruders, sein Leben in dieser und andern Rücksichten zu bessern. Er schlug ihm vor, da er eine schwache Brust habe, und schon einmal von einem Blutsturze befallen worden sey, sich eine Zeitlang auf dem Lande aufzuhalten. Selbst Hainberg bot er ihm zur Wohnung an.

„Wie ist das möglich! rief Minelli. Oft, wann sie mich ganz zu verstoßen droht, zieht sie mich mit tausend Ketten zurück in ihren Zauberkreis. Sie allein könnte mich besser machen; aber vom heißen Hauche meines Herzens erschreckt, flieht sie oft zu weit von mir; und mein Herz, von ihrem Bilde verlassen, wird dann dem Verderben zu Theil.“

Sein Freund bat ihn, die schöne junge Liebe mit reiner Innigkeit und mit Bewußtseyn zu suchen. „Noch, sagte er, ist es Zeit dazu, Minelli! Aber dein Verfall, ja dein Untergang ist nahe.“

„Ich will wahrlich! sagte er mit einiger Angst. Du bringst mich zu mir selbst. Ist mir noch zu helfen, so warst du jetzt mein Retter.“

Wilibald vermied es fast unmerklich, Marianen oft

allein zu sehen, und sie selbst, so unbefangen sie übrigens sich zeigte, schien diesen Vorsatz zu begünstigen, und ihn dabei zu unterstützen. Er hatte zwar gutmüthig ihren Aeußerungen geglaubt, allein eine gewisse stille Angst, eine schwüle Ahnung lag immer schwer auf ihm, sobald er an das, was vorgefallen war, zurückdachte. Indessen suchten Beide alles mögliche hervor, was zu Beförderung ihrer und der allgemeinen Heiterkeit dienen konnte. Ihr Umgang wurde bald wieder vertraulicher, und das Leben in Felseneck erhielt auch täglich mehr Reize für sie, je mehr obige Eindrücke sich schwächten, je reicher der schöne Frühling ward, und je fester Wilibald, bei Marianens Frohsinn, den Gedanken wieder fassen konnte: Es wird alles gut werden!

Willkommen war ihm aber doch der Befehl seines Vaters, einige Tage sich in Hainberg aufzuhalten, damit, wie er sagte, Mariane dort nicht um das Ihrige käme. In lieblicher Gestalt erschienen ihm schon die Limoniaden jener süßen Fluren; von ihren Lippen sehnte er sich jetzt, den Frühlingsthau zu üssen.

„Bringen Sie dort, sagte Mariane mit glänzenden Augen, alles recht schön in Ordnung, dann sollen Sie auch Ihre Gutsherrschaft nach Hainberg begleiten. Aber alles muß längstens in zwei Tagen geschehen seyn.“ Sie sah ihm mit verschränkten Armen eine Strecke nach, und stahl sich dann einige Stunden aus der Menschen-

gesellschaft weg. Der stille Wald nahm sie mit ihrem tiefverborgnen Gram in seine dunkle Einsamkeit auf.

In Hainberg hatte sich die Natur mit ihrer schönsten Pracht angethan, und der See, an dem Wilibald vorüberritt, schimmerte jetzt in reiner Bläue aus seinen grünlichen Felsenufern hervor. Er fand bei seiner Ankunft schon alle bestellten Arbeiten fertig, und nahm sogleich neue Arbeiter an, um das übrige vollends zu beendigen. Er ließ noch einige Wege um den See her aushauen und ebnen, Sand anfahren, Bänke und Tische aufstellen. Das Haus war inwendig durch allerlei Reparaturen und durch die Reinlichkeit der Nichte so glänzend geworden, daß er seine wahre Lust daran sah. Das Zimmer in der Ruine war in guten Stand gesetzt. Minelli und Franz hatten Instrumente und Bücher gesandt. Alles das brachte er vollends in Ordnung. Zum Bau des neuen Hauses fand er bereits den Grund gelegt, und eine Menge Arbeiter waren fleißig daran. Der Verwalter, welcher dem Bauen und allen diesen Verschönerungen von Herzen gram war, klagte über Unruhe, Faulheit der Handwerker, Grobheit des Baumeisters, und hundert andere Dinge, worüber ihn Wilibald zufrieden stellen mußte.

Er hatte noch nie soviel mit den Händen und in der freien Luft gearbeitet, als an diesem Tage, und noch nie mit so lustigem Eifer. Am meisten freuten ihn die

neuen Wege und Plätze; und, wiewohl er, bei wenigen Arbeitern, die Herstellung dieser Dinge am langwierigsten fand, so gewährten sie ihm doch auch dann, wann irgend ein Stück geendigt war, das Vergnügen einer ganz neugeschaffenen Gestalt.

Wie er Abends von der Ruine herabstieg, kam ihm Mathilde mit einem andern jungen Mädchen, und dem kleinen Albert entgegen. Sie trug ein Strickkörbchen, und lief, wie sie unsern Freund sah, sogleich auf ihn los, um ihn zu grüßen. Die Tochter des Pfarrers war ihre Begleiterin, und Wilibald freute sich heimlich, sie doch unter rechtlichen Leuten anzutreffen.

„Sie haben neulich zu uns gewollt. Nicht wahr?" sagte sie. Das Mädchen lachte so schön dazu, daß er „ja" sagen mußte. Minelli's Beschreibung ihrer reinlichen Kleidung fiel ihm sogleich aufs Herz. Ihr Gewand war lilienrein.

„Wo waren Sie damals?" setzte er hinzu, und wollte so ironisch als möglich aussehen.

„Mein Vater war bei seinen Arbeitern, sagte sie vergnügt; und ich trug ihnen das Essen hinaus."

„So?" sagte er, und mochte, oder konnte nichts weiter sagen.

„Jetzt gehts, fuhr sie fort, bei uns alle Tage recht toll zu, und ich selbst möchte auch oft den ganzen Tag nicht ins Haus, wenn nur die Küche sich selbst bestellte.

Sie halten sich aber wohl meistens im Zimmer auf, oder im Konzertsaal? — Oder gehen ins Schauspiel?"

„Sprich doch nicht so nårrisch! fiel der verståndige Knabe ein. Es ist ja wieder Frůhling. Da sitzt man ja nicht in der Stube! Du, Herr Kronach! Ich darf jetzt alle Tage nur zwei Stunden lernen. Nun, aber so komm doch!" Er zog an ihm, und Wilibald hob ihn zu seinen Lippen empor.

„Ja, ich wills geschwind dem Vater sagen!" rief Mathilde, und lief nach dem Hause zu. „Agnese, bleib du bei Herrn Kronach."

„So von weitem sollte man glauben, daß Ihre Freundin schon zwanzig Jahre alt wåre?" sagte Wilibald, wie die hohe Gestalt leicht vor ihm hinrauschte. Er håtte gern ihr Alter genau gewußt.

„Hm, sagte Agnese, rathen Sie einmal!" Es genirte ihn jetzt, sich mit dieser Frage befaßt zu haben.

„Und wenn man sie, sprach er, in der Nåhe sieht, můßte man sie auf Vierzehn schåtzen."

„Sie ist ein Vierteljahr jůnger als ich," erklårte sie ihm endlich rund heraus — und nun mußte er es doch bald erfahren.

„Also?" fragte er wieder, im Ton eines Mannes, welcher findet, daß das menschliche Leben ein můheselig Ding sey.

„Nun?" sagte sie.

Er mußte einmal die Sache durchsetzen, und fing also des Wohlstandes wegen bei Dreizehn an. Wie er immer langsamer und feierlicher ward, und endlich zu Sechzehn kam, schrie sie schnell: „Und ein halbes!"

„Ei!" sagte er, und hatte das schon långst vermuthet.

„Aber ist sie nicht recht bildschön?" fragte sie ihn ehrlich.

„Ich habe, sagte er lächelnd, hier zu Lande lauter schöne Mädchen gesehen."

Das arme Ding wußte nicht recht, wie sie mit ihm dran war. Sie schwieg also lieber still. Eben war Mathilde angelangt, und Otto, welcher lesend vor dem Hause saß, stand auf, und kam ihnen mit der hüpfenden Tochter entgegen.

„Sie sind uns ein seltner Freund geworden, sagte er. Aber Sie werden sich nun schon öfter melden. Es wird jetzt alle Tage schöner bei uns."

Wilibald war von Herzen müde, und setzte sich zu Otto'n auf die Bank. Agnese empfahl sich, und ging hinab nach dem nahe liegenden großen Dorfe.

„Es schmeckt doch, sagte Otto, indem er den Don Quixote zuschlug, in der Welt nichts besser, wenn man sich recht ermüdet hat, als eine geistreiche Unterhaltung."

„Und ein Stück Brod!" sagte Albert, der hoch aufgehorcht hatte. „Essen wir nicht bald, Schwester?"

Wer hätte es wohl dem Kleinen abschlagen können? Er sagte es so rührend, und gähnte hinterher.

„Ja, recht bald, sagte sie tröstend. Nicht wahr, Sie sind unser Gast?“

„Wir gehen, erläuterte Otto, jetzt meistens mit den Vögeln zur Ruhe. Wenn es Ihnen recht ist, so soll Mathilde unser Abendbrod heraus vor die Thür bringen; es ist so still und warm hier. Eben will auch die Sonne sinken; da dürfen wir also schon Hunger haben.“

Mathilde deckte ihr Tischchen für Viere. Das Tischzeug war blendend weiß, und die Geräthe glänzten. Otto und sein Gast betrachteten, während sie deckte, die untergehende Sonne. Sie gewährte heute eine schöne ruhige Erscheinung, wie sie jetzt die vom Tag übrigen Wölkchen, welche nun sanft herumschwimmend nach und nach zerschmolzen, vergoldete, und noch im Scheiden durch den rosigen lieblichen Dunst der werdenden Abendröthe, der sich auf dem fernen westlichen Waldgebirge gelagert hatte, hellere Strahlen, wie Schlaglicht, schoß, und über dem glühenden Saume jener Berge noch gern verweilend hing.

„Die Abendsonne, sagte Otto, theilt den Gegenständen mehr von ihrer Farbengluth mit, als die Frühsonne.“ Er zeigte nach den fernen Bergen, die im rothen Dunste dämmerten, und Wilibald blickte gerührt nach Mathilden, die sich eben heiter gegen die Abendröthe, wie zu einer Freundin, wandte, und von ihrer Herrlichkeit angestrahlt,

gleich einem göttlichen Bilde dastand. Er hätte, fromm verlangend, wie ein Betender, die Arme nach ihr ausstrekken mögen.

„Ueberhaupt, fuhr Otto fort, hat der Untergang für mich mehr Rührendes, als der Aufgang. Die Ankunft der Sonne ist zuweilen prächtiger. Sie feuert uns im Heraufsteigen zu Thaten an. Wir fühlen uns ausgeruht. Aber, wir sind, im Gedanken an den ganzen vor uns liegenden heißen Tag und seine Mühen, in einer gewissen Besorgniß, welche sich bei der ersten, gewöhnlich unleidlichen, Erwärmung der Luft vermehrt, und welche besonders durch die Betrachtung sehr oft unterhalten wird, daß von den kleinen goldnen Wölkchen, die doch den Aufgang so wie den Untergang am meisten verherrlichen, bald auch das kleinste der Heiterkeit des neuen Tages gefährlich werden könne, und sogar sich wahrscheinlich bald vergrößern, und zum krachenden Gewitter umwandeln werde. Wir bewundern dann zwar die Sonne, aber wir gehen nun dem schwülen Tage mit einiger Unlust entgegen."

„Sehr wahr! fiel sein Freund ein. Ich unterschreibe das von Herzen. Und, betrachten Sie nun diesen ruhigen Untergang dagegen! Sie scheidet, und morgen hoffen wir sie rein und heiter wieder zu sehn; das verspricht uns eben jenes in Goldströme zerfließende Abendgewölk, dessen kühlende Auflösung uns schon umgibt.

Dies rührt unser Herz. Wir sind schon, oder werden doch bald aller Tageslast ledig. Die Aussicht in ein Land der Ruhe, welches uns noch vor den morgenden Geschäften aufnehmen wird, liegt stilldämmernd vor uns. Die Ermüdung, das Kränkelnde von den Tagesarbeiten, exaltirt unsere Gefühle, es macht uns sanft und schwärmerisch, ja selbst wohlthätiger, empfänglicher und weicher für die Leiden und Freuden Anderer, also glücklicher. Wir fühlen uns offener gegen unsere Nebenmenschen. Sie verschönern sich für uns, wir lieben sie, wenn wir in ihr geröthetes Antlitz schauen."

„Ach ja!" sagte Mathilde, die unwillkührlich stehen geblieben war, leise zu ihrem Vater, indem sie sich sanft an ihn hing. „Ich weiß keinen Augenblick in meinem ganzen Leben, wo ich dich inniger geliebt hätte, als im jetzigen." Eben war die Sonne gesunken. Sie sahen noch einige Minuten stumm und feierlich hin, und Mathilde gab ihrem Gast die wirthliche Hand, um ihn zu seinem Stuhle zu führen. Das Kind saß still und ermüdet da, und lächelte selig, wie ein Engel, hinaus in die Gluth.

Sie speiste und tränkte den willkommnen Gast mit einer Zärtlichkeit, die sein Herz guter Dinge machte, und sah ihm dabei immer so hold ins Angesicht, daß nur Otto's ewigernste Mienen ihn abhalten konnten, seine innigste Bewegung im Strome der Worte zu ergießen.

Nur Das, wie sie bemerkte, daß auch er an ihren Blicken hing, verschloß sie ihm erröthend diese liebliche Freude. Aus Agnesens Dorfe tönte die Abendglocke, um zu ihrem stillen Mahle den Gottesfrieden einzuläuten.

Erst da Mathilde abdeckte, bemerkten sie, daß das Kind eingeschlafen war.

„Ach, du Lieber, ist dir das Leben schon ausgegangen!" sagte sie, und wandte sich entschuldigend zu Wilibalden. „Er hat sich heute von früh vier Uhr an herumgetrieben." Sie hob ihn unter sanften Küssen sorgsam an ihre Brust, und trug ihn in die Wohnung.

„Aber ich bitte Sie, sagte Wilibald, wie fängt es Ihre Tochter an, daß sie, bei all der entsetzlichen Arbeit des Abends noch so munter seyn kann! Sie sollten die schöne zarte Gestalt doch mehr schonen, mein Freund!"

„Arbeiten, sagte Otto, ist ihre Lust. Harte Arbeiten kennt sie zwar, doch ohne sie selbst zu verrichten. Der Geist wird durch nichts so sehr gestärkt, durch nichts so wacker, als durch Bewegung und gelinde Anstrengung des Körpers. Ein unverdorbener Geist wird beim Umtreiben im häuslichen Leben, bei der regen Arbeitsamkeit des Körpers in der freien Luft, auch meistens gesunde Urtheile aushauchen, welche hingegen beim körperlich Schwachen und Verzärtelten auch immer entweder überspannt oder kränklich seyn werden. Und dieser reg erhaltene Geist des Weibes wird über der angelegentlichen

Beschäftigung mit dem Innern des Hauswesens, welche doch immer ihre höchste und ehrenvolleste Bestimmung ist, gar manchen Sinnentrieb und manche von jenen Leidenschaften einschläfern, mildern, ja zum göttlichen Trieb erheben, welche bei der trägen Rast, die unsere sogenannte feinere Erziehung duldet, so viele süße Blumen frühe vergiften und tödten, wenn nun die körperliche Ueberfülle den freien Geist entwickelt, wenn allzufeine geistige Nahrung die junge Phantasie auf gewisse einzelne Gegenstände fixirt, die man bis zu einem bestimmten Alter doch immer mit oberflächlicher Allgemeinheit betrachtet zu sehen wünschen muß."

„Sie sind einmal, fiel Wilibald ein, von den beiden Sätzen überzeugt, daß durch körperliche Anstrengung der Geist freier werde, und daß die höchste Bestimmung des Weibes die Haushaltung seyn müsse."

„Verstehen Sie, erwiederte er, meinen ersten Satz nicht unrecht. Die Verminderung der körperlichen Kräfte soll und kann nicht unmittelbar die Vermehrung oder Erweiterung der geistigen bewirken. Das sage ich nicht. Sondern die tägliche stille, aber stete Bewegung soll dem Safte des Lebens einen leichtern und schnellern Umtrieb, einen regelmäßigern Absatz geben, also den Körper leicht, geschickt und gesund erhalten. Sie stärkt das Leben wahrhaft, während die Ruhe seine Kraft nur erhöht, verstockt und überfüllt, also schwächt. Sie stellt die gesunde Seele

im gesunden Körper her. Je leichter das Blut wallt, je geneigter fühlt sich der heitere Geist, die übrige Trägheit (worüber doch wohl jeder Mensch noch zu klagen Ursache hat) zu besiegen. Er unterwirft seinen Körper der Anstrengung freiwillig, und eben dadurch erwirbt er eine Art von schöner väterlicher Gewalt über diesen; dadurch wird es ihm leichter, zu den Eigenschaften eines freien Geistes, eines kräftigen, menschlichen Geistes zu gelangen."

„Niemand, sagte Wilibald, erkennt die nothwendige Oberherrschaft des Geistes über den Körper lieber an, als ich."

„Halten Sie, fuhr Jener fort, das Ganze nicht für zu unwichtig oder längst erwiesen."

„Durch Mäßigkeit, sagte Wilibald, habe ich immer das nämliche zu erreichen geglaubt."

„Die Leichtigkeit des Bluts, antwortete Otto, worin die erste Veranlassung zur Lebhaftigkeit und Thätigkeit des Geistes liegt, konnten Sie wohl dadurch allein nicht bewirken. Nichts ist der Freiheit des Geistes, die doch immer sein letztes Ziel bleibt, gefährlicher, als die Ruhe des Körpers. Und hat unser Geist nur auf einen Moment die Regierung über den Körper aus der Hand gelassen, so zieht ihn dieser sogleich mit träger, unwiderstehlicher Gewalt zur Erde nieder; so wie auch der pflegmatische Mensch, wenn er nicht frühe die Herrschaft über

seinen Körper ergreift, nur mit der größten Anstrengung zur Freiheit gelangen wird, weil er der sinnlichste ist. Die Ruhe des Geistes in seiner Freiheit ist die letzte, höchste Stufe menschlicher Hoheit und menschlicher Glückseligkeit. Wie oft verwechselt aber die Dummheit eine träge, bewußtlose Ruhe des satten und wollüstigen Körpers, wenn dieser, von der erhöhten Lebenskraft glühend, in der Kühlung vegetirend, daliegt, mit jener heiligen Vegetation des Geistes, der sich längst frei, und zum Herrn der Natur dadurch gemacht hat, daß er ihre Regeln spielend zu den seinigen bildete: mit der Ruhe des Weisen, der sich am heiligen Hain unter die Eiche lagert, und, während er die wunderbaren Massen der Natur überblickt, sich überall im geheimnißvollen Strome seines eignen Geistes spiegelt; dessen Ruhe, im reinsten Bewußtseyn seiner Kraft, zur That, oder zum unsterblichen Liede wird; dessen innerer Mensch, ganz sittlich und frei in der ewigen Melodie des Schönen, des Göttlichen zerfließt!"

„Aber, ich soll Ihnen auch den Satz vertheidigen, daß das Weib vorzugsweise für die Haushaltung da ist. Hierbei wird es Ihnen vielleicht scheinen, daß ich mehr für Stoff als Form sey. Doch, hören Sie mich zu Ende! Das Weib glaubt sich zur Verbindung mit einem Manne berufen, und beider Zwecke bestehn in gemeinschaftlichem Glück. Nun hängt aber, so sonderbar es

manchem klingen mag, der größte Theil der Freiheit und Ruhe des Geistes, und unseres Lebensglückes, doch blos von Essen, Trinken, Wohnung, Schlaf, Kleidung und Pflege ab. Ich kann mich ärgern, wenn ich so viele Menschen noch läugnen höre, daß zum Beispiel Essen und Trinken unter die Hauptfreuden des menschlichen Lebens gehören! Kann das Weib durch ihre Kunst, Kräfte und guten Willen bewirken, daß der Mann jederzeit gesunder, wohlschmeckender Nahrung und eines stärkenden Schlafs genieße, daß in seiner Kleidung, Wäsche, in Haus und Hof eine ewigschöne Ordnung und Reinlichkeit, eine vernünftige Sparsamkeit herrsche, und daß er überhaupt sein Hauswesen mit Freude und Ruhe betrachte — aber dieses „überhaupt" umfaßte freilich noch viel! — so ist sie schon eine achtungswürdige Frau, und der Mann darf ihr kühnlich vieles verzeihen, was sie außerdem nicht ist. Sein Haus ist auf einen Felsen gebaut, und der äußere Sturm wird es nicht leicht erschüttern. Denn von dem innern Charakter selbst, welcher die Ehe bezeichnet, ist hier noch so wenig, als von den Pflichten des Mannes die Rede, sondern nur von der Frage: wozu sollen wir unsere Töchter erziehen?"

„Eine Hauptforderung aber, sagte Wilibald langsam, die der gebildete Mann macht, bringt doch immer auch schon die Freude am Hauswesen nothwendig mit

sich; ich meine die Unterhaltung und Nahrung des Geistes und Herzens, in Stunden ..."

Er hielt plötzlich inne. Denn Mathilde trat, die Guitarre im Arm, heraus. Es war Nacht und die Sterne funkelten rings umher. Das Licht, welches man ihnen gebracht hatte, wurde kaum von der Luft bewegt.

„Das ist schön, sagte Otto, sing' uns noch ein Abendlied. Wir wollen ein andermal unsere Materie fortsetzen."

„O, Sie sind heute so gut und freundlich wie ein Engel!" rief Wilibald.

„Loben Sie mich wieder einmal? sagte sie lachend. Da spiele ich gewiß schlechter. Das sollte wirklich Niemand thun, — setzte sie sanfter hinzu — und Sie haben vorhin mit dem Vater so schön in die Abendröthe hinaus gesprochen, daß es mich in der Seele gerührt hat. Aber nun —" Er versprach, sie nicht mehr zu loben, und sie präludirte.

Mathilde sang nicht in einem Konzertsaale. Sie sang frei und unbefangen, in ihrer Heimath, vor ihrem Vater und seinem Freunde. Ein süßer lichter Strahl ging diesem in der Seele auf, wie sich die jungen Lippen öffneten, und die Blumen vor ihrer Brust sich hoben. Otto verlöschte das Licht, und die reinen Töne strichen jetzt freier in die blaue Nacht hinauf, und schwammen, wie Metallklänge hell, durch die kühle Luft. Die

Natur war schon im Dunkel zerflossen. Aber das große All schien, liebend in den Umfang einer sterblichen Stimme geschmiegt, sich der erstaunten Seele von neuem wunderbar aus den Finsternissen zu verkündigen.

Die Frühlingsnacht.

Von des Himmels ewigklaren Auen
Fließt herab die heil'ge Frühlingsnacht.
Laßt uns hin zu jenen Höhen schauen,
Wo ein neuer, schöner Tag erwacht.
Tief versinket schon des Abends Schwüle
Und das Herz, erfrischt von reiner Kühle,
Schwingt sich auf zum Sternenland mit Macht.

Süßer Frühling, deine Blüthenmassen
Hüllen sich in stille Dunkelheit.
Jene Sapphirebenen umfassen
Sternefunkelnd deine Herrlichkeit.
Unten lagert sich der träge Schlummer
Ueber jedes Glück und jeden Kummer;
Oben lebt und eilt die Sternenzeit!

Stille Nacht, in deinem heitern Frieden
Schwindet mir des Lebens eitler Tand,
Wähn' ich mich vom Staube abgeschieden,
Aufgeschwebt zum lichten Aetherstrand,

Stirbt das Herz in fluthendem Entzücken,
Und der Geist sieht mit geweihten Blicken
Aufgethan der Heimath selig Land.

Ach! Die Scheidewand ist schon gefallen,
Und das Land der Träume schimmert matt.
Melodie'n in Melodieen wallen
Die kein menschlich Ohr gehöret hat.
Früherblaßte Lieben schau ich wieder;
Horch, die Vorwelt singt die alten Lieder;
Zion lebt, es tönt die heil'ge Stadt!

Beim letzten Verse ward ihr Antlitz auf einmal erhellt, und zusehends von einem heiligen Glanz umströnt; das blaue Auge strahlte in himmlischer Schönheit nach Zions Bergen hin. Ihr Freund blickte betroffen um sich; hinter ihm war der Mond klar aufgegangen; das Nachspiel verhallte, und sie legte das Instrument weg. Ein seliger Schauder hatte ihn ergriffen; und der während des Gesanges aufgegangene Mond hatte ihrem Ton eine besondere Klarheit gegeben.

„Das hast du uns recht herzlich gesungen," sagte Otto. Wilibald umarmte ihn. „Schlafen Sie sanft, lieber Freund!" sagte er stockend. Sein Herz war so voll, daß er hier unmöglich länger bleiben konnte.

„Dank, Dank, Mathilde!" Er umfaßte bebend ihre

Hand, und sie behielt die seinige, während sie blöd und ängstlich sagte: „Kommen Sie bald wieder.“

„O du liebliches Weib!“ rief er, den Hügel hinab durch die blühenden Hecken schreitend: „Du Kind des Frühlings! Jeder Aushauch deiner frischen Lippen ist Natur. Das Silber deiner Töne entspringt aus einem himmlischen Born. Ihr Schall zieht das Herz mit hinüber in das ferne Land der Heimath.“ Sein Busen war mächtig erfüllt. Er wünschte Lärm, er sehnte sich, klagen zu hören. Aber nichts umgab ihn, als die heilige Stille der duftenden Mainacht. Keine klagende Seele in der ganzen Natur, als die ferne Stimme der liebeklagenden Nachtigall!

Im seligen Rausche legte er sich nieder. Der nächtliche Ton ihrer Guitarre lullte ihn ein, und die zarten Töne, die sie mit ihren himmlischen Schwestern gewechselt hatte, wurden zu lichten Träumen. Er glaubte diese Töne noch sanft vom Hügel her durch die Lüfte über sich hinfließen zu hören, und verschlummerte diese Nacht, wie in einer schönen Feenwelt.

Des andern Morgens sah er seine Geschäfte durch die gestern angestellten Arbeiter sehr emsig betrieben. Er war fast mit allem fertig geworden, außer, daß er vergebens versucht hatte, einen schönen breiten Weg, der sich nun schon fast um das ganze Seeufer im Gebüsch herumschlängelte, auch in der Mitte, unter den steilsten

Felsen hinzuführen, um dadurch das Ganze zu verbinden. An jener Stelle war nämlich im höchsten der Felsen eine sehr tiefe Schlucht, und man hatte in diese gestern schon viel Schutt und Steine gefahren, ohne die erwünschte Höhe zu erreichen. Durch das Versprechen doppelten Lohns hatten sich aber die Arbeiter reizen lassen, heute mit Tages Anbruch sogleich alle Kräfte anzustrengen; er fand daher bei seiner Ankunft diese Grube schon in einen ebnen, geräumigen Platz verwandelt, und konnte nun auf einmal rings um den See her lustwandeln. An dieser Stelle hatte er längst gerne seyn wollen. In der Felsenwand öffnete sich eine hohe schöne Grotte, die gerade unter der Ruine lag, und deren Tiefe sich hinten in schwarzen Felsenritzen endigte. Er ließ nun diese Höhle selbst, soweit sie hinter ging, vom Schutte reinigen, und den ganzen Platz vor und in derselben mit rothem Sand überfahren. Ein starker Quell sprang inwendig aus dem Felsen, welchen er wieder in den See leitete. Nach verschiednen Proben, die er an den schwärzlichen Felsen mit Instrumenten machen ließ, waren diese von sicherer Festigkeit. So trat er dann vor die Grotte, über die das wilde Gebüsch herabhing, und sah sich durch Zufall und ganz unbeträchtliche Kosten im Besitz eines Platzes, dessen merkwürdige romantische Ansicht man auf einem Gemälde für erlogen gehalten hätte, und der ihm und seinen Freunden einen prächtigen Sommeraufenthalt

gewähren mußte. Man übersah vor und in der Höhle den ganzen See, den die abschüssigen Ufer in zwei Armen zu halten schienen, und die Landschaft, welche sich vorn öffnete, war von weitem Umfang und großer Mannichfaltigkeit.

Wie er seine besten Bänke und Geräthe hierher schaffen ließ, bemerkte er, daß die Arbeiter leise zusammen sprachen. Er hatte schon gehört, daß sie während des Reinigens der Höhle einige Mal flüsterten, und wußte recht gut, daß diese Menschenklasse für Naturschönheiten solcher Art wenig Sinn hat, und gewöhnlich die Mühe und Kosten, die man anwendet, um die Natur in ein reines gefälliges Licht zu stellen, für verloren hält und belächelt. Jetzt fragte er sie, wie ihnen nun dieser Platz gefalle.

Nach einigem Stillschweigen fing ein alter Soldat an: „I nu, der Born hat wohl gutes Wasser, und vor'm Regen kann man da auch Schutz suchen; aber, Herr, ich möchte doch nicht viel hier seyn."

„Und warum?"

„Es graut einem da doch so," sagte er.

„Der wilde Jäger, sprach ein Anderer, zieht hier zuweilen des Nachts ein."

„Hm, sagte der Alte, man hat doch sehr lange nichts mehr gehört. Aber, das dürfen Sie mir doch glauben, Herr, und mein Vater hat mir's vielmal erzählt, daß in dem Loch da nichts gutes regiert. Einmal

ist er um Mitternacht am See vorbei gegangen, und hat gerade in diesem Loch eine Musik wie von zehn Regimentern, und ein Schreien und Jauchzen gehört, von dem ihm alle Haare zu Berge gestiegen sind, und der ganze See hat feurig ausgesehen. Er sagte, dahinein müßte wohl ein Fußpfad in die Hölle gehen, und sie hätten tief in der Erde ein miserables Gequäck verführt. So lang ich aber weiß, ist alles ruhig gewesen."

„Ja, fiel ein Anderer ein, bis auf die verschimmelte Frau. Die ist mir selbst in der Woche vor den Christtagen dort unten am Pfade begegnet, wie es eben erst Nacht war."

„Schüsse und Getümmel hat man vor Alters alle Nächte darin hören können," sagte der Soldat.

„Und was sagte denn Eure verschimmelte Frau?" fragte Kronach.

„Herr, erwiederte Jener, sie war so groß und lang als zwei andere Weiber. Wie sie nahe vor mir stand, legte sie die Hand langsam aufs Maul, und winkte, daß ich fort gehen solle. Sie können glauben, daß ich mir nicht zweimal winken ließ."

„Aber, Ihr scheint mir doch ein beherzter Mensch. Ich wäre geblieben."

„Herr, wenn ich auf guten Wegen gehe, steh ich auch dem Teufel; aber ich war auf der Holzmause; und wenn ich nicht in meinem Berufe bin, kann mich jede

Katze jagen. Und der Teufel hat da nur auch eigentlich Macht über den Menschen."

Wilibalden war nun der Platz, als ein unheimliches verrufenes Oertchen, doppelt lieb, und er nahm sich schon vor, hier manche Geisterstunde zu verträumen.

Er aß Mittags in der Grotte, und kam erst spät wie es Nacht wurde nach Haus. Adams mußte bei Tische Plane mit ihm darüber machen, wieviel Vieh sie wegen der zu hoffenden reichen Futterernte noch anschaffen, wie sie den Klee dürr machen wollten; eine Menge anderer ökonomischer Sachen wurden, zum Theil mit Zuratheziehung Hannchens, abgehandelt. Der üppige Wuchs, in dem die Winterfrüchte standen; das hohe Gras auf den Wiesen; die gutgetroffene Sommersaat, die zum Theil schon hervorgrünte; die vollen Blüthenbäume, die ein gutes Obstjahr verhießen, alles dies verkündigte schon jetzt den Gutsherrn als einen beglückten Eigenthümer; alles dies erlaubte ihm, bei seiner neuen Schöpfung nun auch Gefühl und Geschmack mit dem äußern gemeinen Interesse zu verbinden.

Die Betrachtung der ländlichen Arbeiten gewährte ihm vieles Vergnügen, und besonders das Säen war ein Geschäft, welches ihn sehr reizte, und wobei er sich immer viel Hoffnung und Segen dachte. Adams hatte es ihn zum Spaß lehren müssen, und prieß ihn schon als einen guten Säemann an. Er gestand

dem Verwalter überhaupt ein, daß er bald mehr Geschmack am Landleben finden werde, und beruhigte jetzt dessen Besorgnisse über den großen Aufwand, welchen dieses Jahr das Gut weg nahm, durch eine Schilderung von seines Vaters Vermögensumständen, welche Jener für weniger glänzend gehalten hatte, als er sie jetzt zu seinem Erstaunen fand.

Adams und die Nichte waren müde. Wilibald mochte aber, nach diesem prosaischen Abend, und bei der schönen Nacht, noch nicht zu Bette. Er schlich also den Hügel hinan. Otto's Haus lag friedlich da, und nur hinten war ein einziges Fenster noch schwach erleuchtet. „Vielleicht Mathildens Schlafkammer! dachte er. Vielleicht sang sie vorhin über mir; vielleicht haben sie mich erwartet; aber es ist nun zu spät!" Er ging nah am Hause vorüber. Die Thür war zu, und alles athmete Stille und Ruhe. Das helle Fenster war so niedrig — indessen, er ging vorüber. Doch bewegten sich seine Pulse geschwinder. Je höher er kam, je wärmer und würziger wurde die Luft, und wie er sich der Ruine näherte, trat der Mond über das östliche Gebirge herauf. Er setzte sich auf einen Stein, neben das stille Denkmal des Alterthums, und sah über den See hinaus, still bewundernd, wie der Mond eine Masse nach der andern in sein bleiches Licht herauf hob. Die Nachtigallen sangen unter seinen Füßen in der schwarzen waldigen Tiefe. Jetzt

war der ganze See erhellt; er bewegte sich sanft, und oben flimmerten die Thauperlen im Mondlichte, wie Funken, an dem zarten Gebüsch. Ein voller Bauerngesang, der fern aus Agnesens Dorfe herüberdrang, tönte ihm jetzt wie eine prächtige Hymne ins Ohr. Das summende Geräusch der vorüberfliegenden Maikäfer gab einen seltsamen Baß zu diesem Gesang; und es gewährte ihm eine ganz eigne Freude, in diesem Summen so viel wunderbare Allgemeinheit zu entdecken, daß fast immer ein richtiger Ton, in reiner Harmonie mit jenem Gesange, herauskam.

Aus seinen Betrachtungen hierüber weckte ihm nach einiger Zeit ein Geräusch und ein flatternder Schein mitten auf dem See. Beim Hinsehen erkannte er sogleich Otto's Kahn, und hörte deutlich die Ruderschläge, die vorher nur sehr leise mußten gethan worden seyn; sie hatten die Glanzblicke im Mondschein verursacht. Zwei dunkle Gestalten und eine dritte, welche blendendweiß war, befanden sich in dem Kahn, welcher gerade nach der Grotte unter seinem Sitze zusteuerte, und bald unter den emporragenden Bäumen verschwand.

Indem Wilibald eben mit dem Entschluß umging, auf einem ihm bekannten Seitenpfade hinab ans Ufer zu steigen, um zu Otto'n und Mathilden, die er im Kahn vermuthete, zu gelangen, hörte er einige lebhafte Stimmen, worunter er das Schreien eines Weibes zu erken-

nen glaubte, unter seinem Sitze bei der Grotte; und ehe er mit seinem Entschlusse zu Stande war, sah er den Kahn und die vorigen Gestalten mit hastigen Ruderschlägen, und mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den See zurückziehen, bis an das flache ferne Ufer, wo die Dunkelheit der Gegenstände nichts mehr zu unterscheiden erlaubte. Ein lauter durchdringender Pfiff kam jetzt aus der Grotte, und in diesem Augenblicke hörte er drüben ein Geräusch, worin er das Zumachen eines Kutschenschlags und das schnelle Abfahren eines Wagens erkannte, dessen Rollen er noch einige Minuten auf der nah am See vorüberziehenden Heerstraße genau hören konnte.

Wilibald dachte in diesem Augenblick an Otto's Gespenstergeschichte und die sonderbaren Reden des Verwalters und der Bauern; an Otto's Aengstlichkeit wegen des Kahns; an die gestrigen Erzählungen der Arbeiter von dieser Grotte; an Mathilden — kurz an so viele Dinge zugleich, daß er wie ein Träumender dasaß. Er mußte dieser verdächtigen Sache auf die Spur kommen, und dies bald; und doch rieth ihm die Klugheit, jetzt, da es Nacht, und er ohne alle Waffen war, nicht in die Grotte zu gehen. Selbst der Pfad, der von hier aus dahin führte, setzte ihn an mehreren Stellen der Gefahr aus, beim Truglichte des Mondes auszugleiten, und in die Tiefe zu stürzen. Er beschloß also, nach einiger Ueberlegung, erst bei Tage die ganze Gegend genau zu

besichtigen, und dann seine weitern Untersuchungen insgeheim fortzusetzen, wozu ihm auch die Achtung für Otto'n bewegte, dessen Mysterien er zu ehren beschloß, wenn sie ihm gleich einiges Mißtrauen einflößten.

Gedankenvoll trat er seinen Rückweg an. Otto's Haus war völlig dunkel; nirgends war eine Spur von Unruhe sichtbar. Das freute ihn, und versöhnte ihn gewissermaßen mit Otto'n, dem er so gern seine fernere Freundschaft erhalten wollte.

Nach einer unruhigen Nacht fand er sich des Morgens um nichts klüger. Seine hiesigen Geschäfte waren für jetzt so gut als beendigt. Allein er hatte diesmal über Hainberg nicht allein Felseneck, Stadt und Freunde, sondern auch sich selbst und die ganze Welt vergessen; er dachte gar nicht mehr an die auf gestern versprochne Rückkehr nach Felseneck. In dieser reizenden Natur fühlte er auch sich selbst verjüngt. Tief hatte er in Mathildens blaues Auge geschaut. Es war ihm, als wär' in seinem Innern ein neues schöneres Wesen aufgeblüht. Otto und Mathilden betrachtete er als zwei befreundete Wesen, mit denen er in ewiger Nähe und Traulichkeit zu leben wünschte. Der Gedanke aber, daß er von jetzt an Otto, diesen Mann, den er in jeder Rücksicht sich überlegen fand, mißtrauisch beobachten, daß er selbst Mathilden nicht mehr so offen anblicken sollte, widerstand ihm. Endlich nahm er sich vor, alles in der Lage des seltsa-

men Orts sogleich genau zu untersuchen, und dann Otto'n geradezu seine Geschichte zu erzählen, und ihn zu befragen, in wiefern er daran einigen Antheil habe.

Er ging sogleich an den See, und zu der Stelle, wo der Kahn gelandet war. Der Kahn stand noch dort, und die Spuren von einem Wagen und vier Pferden, welche lange da gehalten haben mochten, waren sichtbar. Die Fahrt lenkte gerade auf die Chaussee. Nun ging er zu der Grotte, und fand da alles wie er es gestern verlassen hatte. Wenn er auch glaubte, im Sande viel mehr Fußtapfen als gestern zu sehen, so war doch dieses höchst unentscheidend; auch konnte er darunter keinen weiblichen Fuß entdecken. Nur die Spur von einem außerordentlich großen Fuß, der fast noch einmal so lang und breit als der seinige war, und vor allen übrigen ins Auge fiel, erregte seine Aufmerksamkeit. Er durchsuchte die Grotte in ihren geheimsten Winkeln, fand aber, daß sie im Innern völlig verschlossen war, und das Gestein sich hinten überall endlich auf die Erde senkte. Das ganze Seeufer wurde zuletzt beklettert. Es fanden sich hier einige alte Pfade, welche über steile Klippen hinwegführten. Aber von Höhlungen, Ritzen oder Winkeln war nichts weiter anzutreffen. So stand er endlich oben bei der Ruine, und schaute, ermüdet vom Klettern in der Sonnenhitze, hinab über die hohen Baumgewölbe in den spiegelreinen See. Die Nachtigallen sangen aus ihren Laubhütten so schön

in das gellende Geschrei der übrigen Vögel, und alles um ihn her hatte ein so lachendes Ansehen, daß er wieder ganz froh ward. „Muß denn, dachte er, gerade Otto bei der gestrigen Geschichte im Spiele seyn? Die Sache ist ihm vielleicht so fremd als mir selbst!"

Er ging auf Otto's Haus zu, und sah Mathilden mit ihrem kleinen Bruder im Garten. „Es ist Niemand im Hause, rief sie ihm zu. Kommen Sie doch zu uns."

„Wo ist Ihr Herr Vater?"

„Er ist diesen Morgen sehr früh weggereiset, und wird bald zurückkommen. Michel, rief sie dem Knechte zu, der im Garten grub, du bist ja mit ihm gewesen; wann wollte er wieder kommen?"

„Um zwölf," sagte Michel und grub weiter.

„Ist er weit gereist?" fragte Wilibald gespannt.

„Er sagt es mir selten, erwiederte sie unbefangen, wohin er geht. Und (sie erröthete leicht) ich habe auch noch geschlafen. Ich hatte mich gestern zu früh niedergelegt, und konnte nicht einschlafen. Michel, weißt du nicht, wo er ist?"

„Pferdehandelschaft!" sagte Michel verdrossen, und grub fort.

Wilibald ging nicht weiter. Er machte sich schon Vorwürfe, daß er Otto's unschuldiges Kind, wie ein Spion, hatte ausfragen wollen, und legte sich's zur Buße

auf, jetzt sogleich Mathilden, der er soviel hätte sagen mögen, zu verlassen.

Aber sie fragte ihn: „Sind Sie nicht gestern Abend hier oben gewesen? Ich habe Sie, dünkt mich, aus meinem Kammerfenster gesehen." Er bejahte es. „Wir sind, fuhr sie fort, gestern so bald schlafen gegangen. Aber mein Vater glaubte, Sie kämen nun nicht."

„Es freut mich, daß Mathilde sich meiner erinnerte. Haben Sie gesungen?"

„Den ganzen Abend. Es war so schön!"

„O, beklagen Sie mich, daß ich nicht da war!"

„Ja, sagte sie erröthend, ich habe mit aller Macht in die Saiten gegriffen, um Sie heraufzulocken. Sie lieben den Gesang, und hätten wohl mitgesungen und gespielt. Das müssen Sie künftig immer thun; sonst sing ich Ihnen auch nicht mehr."

Sie schien in Gedanken, und hatte ihm ihre Hand überlassen. Indem er eine Bewegung machte, sie zu küssen, zog Mathilde sie heftig zurück. „Lassen Sie meine Hand los!" sagte sie aufgeräumt und wild. „Sehn Sie, ich habe gepflanzt." Sie zeigte die schwarze Erde an den weißen Fingern, und verstattete den Kuß nicht, sondern machte eine rasche Biegung von ihm weg.

Er pflanzte ihr einige Blumenstöcke, und verließ sie dann. Kaum konnte er die Zeit erwarten, mit Otto'n reden. Des Nachmittags ging er wieder hin, und

fand ihn zu Hause. „Sie sind, rief ihm Otto entgegen, mit Ihren Verschönerungen um den See her so heimlich gewesen, daß ich darüber erstaunt bin.“ In diesem Augenblicke nahm sich Wilibald doch wieder vor, aufmerksam zu seyn. „Eben wollte ich, antwortete er, Ihnen vorschlagen, mich dahin zu begleiten, um Sie über Verschiedenes zu befragen.“

„Mathilde, rief Otto, wir wollen alle in die Grotte. Du mußt diese schöne Stelle sogleich sehen. Ist es Ihnen recht? Ich habe mich heute sehr erhitzt und ermattet; dort wollen wir ruhen.“

„Schön, dorthin tragen wir Kaffee und Kuchen!“ sagte sie fröhlich, und Albert sprang küssend an ihr in die Höhe, und haschte nach ihrem Munde.

„Wie ist es möglich gewesen, sagte Otto, den schönen Platz in zwei Tagen herzustellen! Er macht Ihrem Geschmack Ehre und wird uns allen große Freude geben. Aber, wollen Sie noch mehr Veränderungen in jener Gegend vornehmen?“

„Vor der Hand nicht, sagte Wilibald. Es müßte denn seyn, daß mein Vater etwa meiner Anlage keinen Beifall schenkte, sondern lieber das ganze Loch wollte zumauern oder verschütten lassen.“ Er fixirte Otto'n, welcher merklich überrascht schien, und in einen finstern Ernst verfiel.

„Mein Vater, fuhr Kronach fort, liebt solche heimliche Winkel eben nicht.“

Nach einer kleinen Pause schien Otto auf einmal von einer gewissen Empfindung stark ergriffen, und sagte lebhaft, indem er die Hand unseres Helden faßte: „Lieber Freund, ich kenne Sie nun einmal als den Mann, welcher wahres Gefühl für fremdes Elend im Herzen trägt. Sie wissen schon, daß Ihr Freund ein Unglücklicher ist. Lassen Sie sich aber, ich beschwöre Sie, durch nichts abwenden, mich für redlich zu halten! Meine Tochter hat mir gesagt, daß Sie gestern Abend hier oben spazieren gegangen sind. Was Sie bei dieser Gelegenheit vielleicht hörten oder sahen, das hatte Bezug auf mich und mein trübes Schicksal. Es gehörte zu jenem traurigen Geheimnisse, dessen Eröffnung ich Ihrer Freundschaft schuldig bin; und diese Schuld soll in Kurzem abgetragen werden. Was Sie vernahmen, gehörte aber nicht etwa einer gegenwärtigen That an, sondern es war Folge einer thränenwerthen Vergangenheit. Ist es Ihnen jetzt möglich, alle weitern Veränderungen in der Gegend des See's für dieses Jahr zu verhindern, so trägt dieses einiges zu meiner Ruhe bei. Sollten Sie indessen nach diesem allen noch Ursache finden, irgend ein Mißtrauen in meinen Charakter zu setzen, wozu, ich gestehe das, die Umstände vielleicht geeignet sind, so bin ich auch erbötig, Sie sogleich jetzt mit meiner Geschichte

bekannt zu machen, wiewohl der Zusammenhang derselben. . . .“

„Nein, mein armer Freund! sagte Wilibald, und drückte ihn ans Herz. Reden Sie erst, wann es Zeit ist, und rechnen Sie ganz auf mich, meine Kräfte und meinen besten Willen.“ Otto ruhte einige Minuten an ihm, und umfaßte ihn mit Heftigkeit. So weich hatte ihn Wilibald noch nicht gesehen.

„Es scheint, sagte er dann, daß der Himmel Sie zu meinem Trost und Schutz in diese Gegend geführt hat.“ Sie versprachen sich, unter den zärtlichsten Umarmungen, wechselseitige Freundschaft.

Otto wollte eben zu reden fortfahren, als er aufmerksam durchs Fenster sah. „Wer sind die Fremden? rief er. Ist es nicht Ihr Herr Vater?“ Es war der Finanzrath, August, Mariane, und Fräulein Luise, welche letztere Wilibald schon in Felseneck gesehen hatte. Wilibald war ihnen zu lange weggeblieben. Sie hatten sich aufgemacht, um ihn abzuholen, und suchten ihn, von Hannchen geleitet, hier auf.

„Mit Ihrer Erlaubniß, mein lieber Herr Nachbar, sagte der alte Kronach, wollen wir alle sehen, wo Sie zu Hause sind, wiewohl Ihnen mein ungerathener Sohn schon über dem Halse liegt.“

„O allzutreuer Haushalter! sagte Mariane, und schmiegte sich an Wilibalden. Ich dachte, es wäre Ih=

nen etwas Schlimmes begegnet, und konnte nicht länger ruhig seyn.“ Man unterhielt sich nun einige Zeit über Wilibalds Verschönerungen in Haus und Hof, und der Finanzrath war sehr damit zufrieden. „Das Beste, sagte Wilibald, sollen Sie erst noch sehen, wenn wir auf die Ruine und an den See kommen.“

Eben trat Mathilde herein, und verbeugte sich mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit. Mariane blickte sie einen Augenblick mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens an. „Ach, die Sängerin!“ schrie sie dann, und flog todtenblaß an ihre Brust. Sie behielt Mathilden am Arme, bis diese mit der übrigen Gesellschaft fertig war, und zog sie dann sogleich in ein anderes Zimmer. Fräulein Luise folgte ihnen, kam aber schnell und geschäftig zurück. „Marianen ist gar nicht wohl, sagte sie. Das arme Mädchen hat sich alterirt.“

Alles lief zu ihr. Sie saß wie todt im Armstuhl. Mathilde kniete vor ihr, strich sie an, küßte ihr die Hände und weinte bitterlich. Der Finanzrath legte mitten in seiner Angst Mathilden sanft die Hand auf die Schulter, und winkte Otto'n gerührt zu. Die Kranke erholte sich schnell, und blickte einige Zeit unsern Freund, welcher neben ihr stand, starr an. „Es hat mir lange geahnet, sagte sie. Aber das ist sie wirklich. Ihr Wiederfinden hat mich sehr überrascht.“ Sie lächelte, lehnte sich, im-

mer küssend an Mathilden, und wurde bald wieder so munter, daß Jedermann völlig beruhigt war. Dann trank sie ein Glas Wasser, und erklärte sich bereit, sogleich eine Fußreise von mehreren Stunden mitzumachen.

Man beschloß eine Wanderung, und Mathilde bat sich aus, die Gesellschaft in der Grotte traktiren zu dürfen. Mariane wollte aber doch wegen der Hitze nicht mit auf die Ruine, sondern nachher mit Mathilden an den See kommen. Die Uebrigen stiegen hinauf.

Den Finanzrath, welcher noch nicht oben gewesen war, zogen die herrlichen grünen Plätze, das alte Gemäuer und die große Aussicht sehr an, und Fräulein Luise ergoß sich ganz in poetischer Prosa über die Schönheiten des Landlebens und der Natur. „O gewiß, sagte der alte Kronach, hier wünsch' ich meine alten Tage zu beschließen.“ Während sie hinab nach der Grotte stiegen, sprach er mit Otto'n sehr lebhaft über das hiesige Gut. Sie fanden Marianen und Mathilden, Arm in Arm, schon bewundernd vor der Höhle. Mathilde machte die kleine Wirthin allerliebst; sie schien eine Pflicht zu fühlen, Jedermann etwas Gefälliges zu sagen; und diese Rolle hatte ihr so viel Heiterkeit gegeben, daß selbst ihr Vater bemerkte, die Gesellschaft thue ihr sehr wohl. Sie kam aber doch Niemanden nahe, als dem Finanzrath, welcher auch an ihr ein besonderes Wohlgefallen fand.

Uebrigens tobte sie in fesselloser Jugend herum, stand keinem Menschen Rede, und verdarb es mit keinem.

Nach einigen Debatten über Wilibalds längeres Aussenbleiben und seine Geschäfte, erklärte sich der Finanzrath beifällig für die gemachten Anlagen, außer daß er die Grotte für ungesund hielt, und deswegen seinen Stuhl heraus in die freie Luft rückte. „Hier, sagte er, ist schon ohnehin Schatten genug; und, daß mir ja Niemand in der ersten Stunde aus dieser Quelle trinkt! Dergleichen unterirdische Brunnen sind entsetzlich kalt und gefährlich; schon manche ehrliche Seele hat den Tod daraus getrunken."

„Es ist, sagte Mathilde, als ob dies alles ganz neu geschaffen wäre. Denn die Grotte war vorher völlig unzugänglich, und den Brunnen hörte ich nur zuweilen rauschen, wann ich auf dem Kahne bis an die Klippen heranfuhr."

Sie saßen jetzt eine Zeitlang ruhig, um die Nachtigallen nicht zu stören, die hier in die Wette sangen, und um den schönen glatten See mit seinen Schattenufern still zu betrachten.

„Wenn es möglich wäre, sagte Wilibald, durch Singstimmen oder durch irgend ein Instrument die Töne der Nachtigall nachzuahmen, so müßte das der ganzen Musik eine völlig neue Wendung, einen viel höhern,

ich möchte sagen südlichen Schwung geben. Allein sie hat drei unnachahmliche Töne in ihrer Gewalt: das wollüstige Schlürfen oder Schwirren, worin etwas Bacchantisches liegt; das leise, süßgedehnte Ziehen, welches gewöhnlich auf jenes schmachtende Girren sogleich folgt, und in einem einzigen, langen, abgezogenen Tone besteht, der aber einen Wilden rühren muß, der alle Wärme, alle melodische Gluth in der Welt umfaßt; und dann den hinsterbenden Fall, der die Seele auflöst, der das Herz zur süßen Thränenfeier zu laden scheint.“ Er schwieg, und zeigte auf eine ganz nahe Buche, wo eben eine Nachtigall die kleinen Flügel wollüstig dehnte, und, im Kampf unvereinbarer Liebesmelodieen, ihre zärtliche Quaal zu klagen anfing.

Mathilde hatte ihm und den Vögeln sehr aufmerksam zugehört. Sie lächelte ihm Beifall, und sagte ganz leise zu Luisen: „Wenn ich nur auch so sprechen könnte! Wie ist es möglich, das in Worte zu legen! Und doch — ist es wahr, oder nicht?“

Luise lächelte. „Du hast recht, Liebe!“ sagte Mariane, die es gehört hatte, und reichte nach ihr, und seufzte schwer.

„Ist deine Gondel noch nicht fertig?“ fragte der Finanzrath.

„Warten Sie, fuhr Mathilde auf, ich bin der Schiffer.“ Sie hüpfte fort, um den Kahn heranzuschiffen,

und den Alten zu fahren. Wilibald protestirte, der Finanzrath verbat sich alles Fahren, und die Uebrigen waren besorgt für sie. Aber sie ließ es sich nicht nehmen, sondern rennte fort, wie ein Reh, das Gestade entlang. Auf Otto's Versicherung, daß sie gut fahre, sagte der Alte: „Nun, so laß ich mich auch von Niemand dazu bereden als von ihr."

Schnell hatte sie die weite Strecke zurückgelegt, und stach mit aller Macht mitten über den See auf die Grotte zu. In der Mitte machte sie Figuren und Schifferkünste, so daß Mariane laut schrie, und Otto ihr zurief, sie solle vernünftig seyn. Nun trat sie mitten in den Kahn, wankte sanft darin hin und her, und floß still heran. Das weiße Kleid mit Rosenbandschleifen, das bräunliche Haar, das Lächeln der blühenden Lippen, worin eine gewisse trotzende Sicherheit auf ihre Kunst lag; der dunkle Kahn, in welchem sie sich sanft bewegte, und der heitere blaue Grund, auf welchem dies alles heranschwamm, gaben einen unbeschreiblich lieblichen Anblick. „Glücklicher Nachen, mit deiner reizenden Last! sprach unser Freund am Ufer ihr leise entgegen. Wie sanft wankst du auf der reinen Fluth dahin! Kein Ruderer als Zephyr lenkt jetzt deine schöne Fahrt durch die Wasserkreise; diese Wellenlinien umziehen dich, wie silberne Ketten, mit welchen die Nymphen deine süße Bürde zurückzuhalten streben."

„Seh mir Einer die Kleine! sagte der Finanzrath mit innigem Wohlgefallen. Sie haben eine sehr reizende Tochter.“

„Schifferleben, Hoffnungsleben!“ sang Mathilde herüber.

„Ihr Leben auf diesem See, sagte Mariane, ist freundlich und rein, wie der sanfte Flug einer weißen Taube durch die blaue Luft.“

Wilibald stand unten, wo sie landen wollte, und streckte schon unwillkührlich die Arme nach ihr aus, um sie aufzufangen. Aber sie sprang, ihn täuschend, weit neben ihm vorbei, und zog schnell den Kahn nach sich ans Land. „Nun ist alles zur glücklichen Fahrt bereit!“ rief sie; der Finanzrath stieg ein, und ließ sich einigemal von ihr auf dem See herumtragen. Wilibald hatte sich gemeldet, wenigstens zu ihrer Hülfe mitzufahren; aber sie wollte ihn durchaus nicht einnehmen, und nichts von ihm wissen. „Sie verstehen das nicht,“ sagte sie. Nach glücklich geendigter Fahrt, als ihr der Alte dankte, erbot er sich, nun auch seinen Schifferzoll zu bezahlen. Sie verstand ihn nicht; aber, wie er die Arme ausbreitete, hing sie sich jugendlich fest an den schönen Alten, und überließ sich seinen Küssen mit so gutwilliger Behaglichkeit, daß Otto drohend sagte: „Mathilde, du wirst mir endlich doch wohl ungetreu!“ Kronach hatte auch wirklich

großen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und er selbst bemerkte dabei, er habe gefunden, daß Leute von seinem, nämlich von einem schon sichernden Alter, gewöhnlich bei jungen Mädchenherzen in besonderer Gnade ständen.

Mathilde fuhr nun selbst Fünfe von neuem aus, und dies war alles, was der kleine Kahn ertragen konnte. Sie hatte beständig etwas an Wilibalds Rudern auszusetzen, so, daß sie ihren Streit noch eine Zeitlang zu Lande fortführten. Mariane behauptete, sie sey noch nie glücklicher gewesen, als heute, und August war lauter Jubel.

Wie sie sich trennten, bat der Finanzrath seinen Nachbar mit einer herzlichen Umarmung, ihn mit seiner Tochter in der Stadt zu besuchen. „Daß Sie ja bald zu mir kommen! sagte er zu Mathilden. Wir wollen dann meine Frau ganz und gar zur Eifersucht bringen, und — indem er sie umarmte — nur so, wollen wir uns immer wieder sehen, und so, von einander scheiden." Mariane trennte sich unter heißen Thränen von Mathilden, und diese weinte gutherzig mit. Sie schien überhaupt von dem Neuen der heutigen Vorfälle gespannt und bewegt.

Wilibald verließ zum erstenmale Hainberg höchst ungern. Vielleicht hätte er, ohne an den Aufbruch erinnert zu werden, noch eine ganze Woche hier fortgelebt. Beim Abschied sagte ihm Otto leise: „Verwickeln Sie mich in keine großen Bekanntschaften in der Stadt."

„Diese werden, antwortete Wilibald, außer den heutigen, nur noch etliche Freunde seyn."

Man brachte in Felseneck den größten Theil des Abends mit Erzählen von Hainberg zu. Der Alte sprach mit Entzücken davon, und lobte Otto und Mathilden; und seine Frau, die ihren Sohn dabei aufmerksam betrachtete, verlangte bald dahin zu kommen, um alles dies zu sehen.

„Ha, sagte Franz, endlich, endlich haben wir Eure Sängerin ausgekundschaftet. Nun seyd auf Eurer Huth!"

Wilibald sprach wenig zu Mathildens Lobe, weil er, aus einem ihm selbst noch dunkeln Grunde, sich für parteiisch hielt. Desto lauter sprach er zu Otto's Vortheil. Mariane hingegen redete mit inniger Fülle des Herzens von ihrer neuen Freundin, worüber ihr Luise ziemlich lebhafte Vorwürfe machte.

„Nun ich muß doch das Wundermädchen selbst sehen!" sagte Madam Kronach, und blickte mißtrauisch nach Wilibalden, der träumend dasaß, und wirklich nicht an Mathilden, sondern an Otto'n gedacht hatte.

Des andern Morgens befand sich Mariane übel, und kam spät, und sehr blaß zum Frühstück. Je mehr sie sich zur Heiterkeit zwang, je weniger gelang ihr dieses. „Ich habe mich, sagte sie zu Wilibalden, gestern übernommen." Doch war sie des Nachmittags wieder so wohl, daß sie

ihren Vorsatz, zu dem versprochnen Aufenthalte bei der Gräfin die Kronach'sche Familie in die Stadt zu begleiten, ausführen konnte. Man schickte sich zur Reise an, und fuhr gegen Abend, unter dem Drohen eines fernen Gewitters, von Felseneck ab.

Wilibald, der mit Franzen zu Pferde war, trieb den Kutscher zur Eile, weil er die Furchtsamkeit seiner Mutter bei Gewittern kannte. Die Hitze vermehrte sich von Minute zu Minute so, daß alle Gegenstände vor den Augen flimmerten, und die Felder im elektrischen Zitterglanze schwebten. Die blutrothe Klapprose schien von der Gluth doppelt entzündet; die blaue Cyane und die blasse Cichorie wankten schwermüthig in der drückenden Stille; und angstvoll krächzten die Finken dem nahen Sturm entgegen.

So schnell auch die Reise vorwärts ging, so nah und immer näher donnerte es doch bald in harten Schlägen hinter ihnen her. Die heißen Luftwellen bekamen schon mehr Leben, und in der Ferne sahen sie einige drehende Staubwirbel, die Vorboten des allgemeinen Aufruhrs. Wie die Stadt jetzt vor ihnen lag, hatte das Donnerwetter sie ereilt, und die schweren Gewölke drohten schon über ihrem Haupte. Der heiße Sturmwind jagte die Staubwolken vor und hinter ihnen her, so, daß Menschen und Vieh der Athem stockte. Beim Einzug in die

Stadt sahen sie sich mit in die grause Zerrüttung der allgemeinen Ruhe gezogen. Das Zuschlagen der Thüren von dem gewaltigen Sturme; das Klingeln der zerbrechenden Fenster; der brausende Lärm des Volks; die gelben Blitze, die sich in den Straßen zu durchkreuzen schienen; alles dies machte, daß die Pferde scheu emporsteigend sich ihren Führern widersetzten, im Erschrecken vor der höheren Kraft des Himmels. Eben stürzten die ersten großen Regentropfen aus der Wolke, wie Blasen, auf das staubige Pflaster, als die Gesellschaft, wie es dämmerte, noch glücklich anlangte.

Wilibald brachte die erschrocknen Frauen ins Zimmer, und betrachtete dann den tobenden Sturm. Es wurde Nacht. Das Wetter war noch nicht völlig zum Ausbruche reif, und brauste, bei wenigem Regen, schnell und mit hohlen, schutternden Stößen über die bange Stadt hin. Er fühlte sich seltsam bewegt, als er mitten in den kurzen ängstlichen Pausen, zwischen den jetzt blaugrünen Flammen und dem krachenden Schlage, zuweilen vom nahen Lindenplatze her eine einsame Nachtigall süß und geschmeidig klagen hörte. „Wie romantisch, rief er, paart sich hier das Härteste und das Mildeste in der Natur! Ach, das Leben im Menschen trifft so oft ein gleiches Loos!"

Bald waren alle Wetterwolken vorüber, und die Sterne funkelten hier und da.

„Es wird ein fruchtbarer, aber ein heißer Sommer!“ sagte der Finanzrath, indem er mit Wilibalden alle Fenster öffnete.

„O, es wird uns wenig helfen, sagte Wilibald. Die Hitze ist draußen noch drückender. Vor der Hitze gibt es eigentlich gar keinen Schutz, als in unterirdischen Kammern.“ Er schaute wieder hinaus in die glühende Luft. Aus der Gegend zwischen Felseneck und Hainberg flammte schon neues Wetterleuchten durchs zackige Gewölk heran.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Johann Ernst,

Ernst Wagner's sämmtliche Schriften

Bd.: 1

Leipzig 1827

P.o.germ. 1551 b-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122612-1